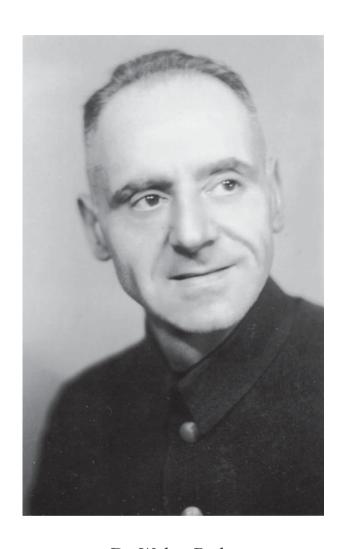


Tagebuch
des Rechtsanwalts
Dr. Walter Roth
aus Hirschberg
über seine Erlebnisse bei dem
Unternehmen Bartold
in Beuthen/Oder bei Glogau
in der Zeit vom 11.8.1944 – 15.2.1945.

© Nach der maschinenschriftlichen Dokumentation zusammengetragen, mit Anmerkungen und Erläuterungen von Dietrich Roth.

> Im Selbstverlag erschienen: Ullrich Junker Mörikestr. 16 D 88285 Bodnegg

> > Im März 2016



Dr. Walter Roth
aus Hirschberg / Riesengebirge
* 08.11.1895, † 6.7.1972

Tagebuch

des Rechtsanwalts Dr. Walter Roth aus Hirschberg über seine Erlebnisse bei dem Unternehmen Bartold in Beuthen /Oder bei Glogau in der Zeit vom 11.8. 1944 – 15.2.1945.

Die militärische Lage spitzt sich immer mehr zu. Trotzdem bin ich auch dieses Jahr in Lähn¹) bei dem berühmten "Oberlandjägermeister zu Pferde a.D." Josef Rehmet, bei dem ich seit 1940 mit Dieter²) zusammen jedes Jahr meinen Sommerurlaub verlebe. Diesmal war es besonders schön, Dieter hat sich freigeschwommen.

Auch politisch wird die Situation immer brenzliger. Es kam das Hitlerattentat vom 20. 7. 1944. Eine Verhaftungswelle ging durch das ganze Land. Jeden Abend sass ich mit Onkel Rehmet zusammen beim Politisieren. Wir waren uns einig darüber, dass das Attentat äusserst töricht und feige eingefädelt gewesen sein musste, dass aber die Attentäter in ihren Zielen und Beweggründen recht hatten und dass Deutschland nur hätte gerettet werden können, wenn das Attentat geglückt wäre. Wir blieben ruhig in Lähn. Am 1. 8. 1944 sollte die Schule beginnen. Dieter ist ja jetzt Gymnasiast. Deshalb fuhr die Mutti mit ihm am 31. 7. nach Hirschberg. Am 1. 8. wurde in Lähn bekannt, dass in Schlesien alle Schulen geschlossen bleiben. Am 2. 8. fuhr die Mutti trotz der Ungunst der Verhältnisse nach Holzhausen am Starnberger See zu ihrem geliebten unentbehrlichen Dr. Seiff. Dieter wurde wie schon so oft von seiner alten leidenden lieben Oma-Hirschberg³⁾ versorgt und übernommen. Vernünftigerweise kam er aber am 4. 8. wieder zu mir nach Lähn.

Am Sonnabend den 5. 8. erschienen bei mir nachmittags plötzlich Marion Ablaß und Günter Krause mit einem Schreiben meines Vertreters, wonach ich sofort nach Hirschberg zurück-

kehren müsse. Das Gericht und alle Anwaltsbüros würden geschlossen. Alle Richter und Anwälte würden eingezogen zum Schanzen. Der Transport in die Gegend von Glogau⁴⁾ gehe schon am Sonntag früh, spätestens am Montag früh los. Ich hatte zu solchen Sachen absolut keine Lust. Voraussichtlich handelte es sich um eine reine Parteiorganisation, in die ich mich nicht hineinpressen lassen wollte. Ich liess mich also nicht einschüchtern. Erfahrungsgemäss arbeitet die Partei auch nicht so schnell. Ich bewirtete die Kinder mit Kaffee und Kuchen und schickte sie mit unbestimmtem Bescheid mit dem nächsten Zug wieder nach Hirschberg. Das war auch deshalb notwendig, weil Dieter gerade allein in einem Zirkus war und ich meine Zelte in Lähn hätte gar nicht so schnell abbrechen können.

Erst am Sonntag, 6. 8. nachmittags kam ich mit Dieter wieder in Hirschberg an. Hier war überall grosse Aufregung und sogar Empörung über meine Dickfelligkeit. Aber ich hatte Recht: Es geht jedenfalls nicht vor Mittwoch los. Dieter schläft bei mir in der Wohnung. Wir essen aber bei der Oma. Die Mutti ist noch am Starnberger See. Eine Konferenz jagt die andere. Besprechungen auf dem Gericht, Besprechungen unter den Anwälten. Unser Anwaltsführer Locker möchte uns am liebsten alle wegschicken, selbst aber hierbleiben. Das haben wir ihm aber energisch ausgeredet. Ich habe das Gefühl, dass die Partei wieder einmal eine günstige Gelegenheit gefunden hat, um die Justiz langsam, aber sicher ganz verschwinden zu lassen, damit die SS⁵⁾ freie Hand bekommt. Mein Lehrling Heinz ist schon weg. Fräulein Opitz muss mit mir zusammen eingesetzt werden. Wann es los geht, steht noch nicht fest. Essgeschirre haben wir schon bekommen. Alles andere muss man selbst stellen. Es soll geschanzt werden. Wie soll man sich dazu anziehen? Was soll man alles mitnehmen? Es jagen sich die Anordnungen. Sämtliche Konditoreien sind geschlossen. Die Angestellten sind überflüssig und lungern arbeitslos in der Stadt herum.

Am 8. 8. erhielt ich den schriftlichen Befehl des Arbeitsamtes Hirschberg, wonach ich für das "Unternehmen Bartold" aus meinem Büro 1 männliche und 1 weibliche Kraft zu stellen habe. Die Auswahl hat natürlich Herr Locker getroffen, der mich damit treffen will, weil ich ihm häufig nicht pariert habe. Das geht schon daraus hervor, dass nach der schriftlichen Anordnung ausdrücklich nur schanzfähige Kräfte gestellt werden dürfen. Dazu gehöre ich nicht, denn ich habe seit dem vorigen Kriege eine gelähmte rechte Hand. Das weiss natürlich Herr Locker. Ich habe das auch noch vorgetragen. Trotzdem bleibt es bei meiner Einziehung. Eine ärztliche Untersuchung ist nicht. Ich sehe also allerhand Überraschungen voraus, denn in Beuthen wird es ja einen Arzt geben und ich bin entschlossen, mich zu drücken, soweit es geht, weil ich der Partei immer schon und auch jetzt wieder mindestens passiven Widerstand entgegensetzen will. Ich bin nicht Parteimitglied und gehöre nicht einmal der NSV6) an. Für Sammlungen habe ich fast nichts gegeben und das auch nur unter Zwang. Mein früherer Ortsgruppenleiter, ein junger Schnösel^{6a)} namens Arndt, hatte mir schon deshalb mit KZ gedroht. Ich habe ständig, wo es nur irgend ging, Polen und Ostarbeiter verteidigt. Ich habe ständig einen demokratischen Stammtisch gehabt. Ich hatte ein Disziplinarverfahren von Seiten des Juristenbundes. Ich hatte aus meiner Freundschaft mit Juden kein Hehl gemacht. Ich habe für Juden und Mischlinge 1. Grades Scheinprozesse geführt, falsche eidesstattliche Versicherungen aufgenommen, um sie zu arisieren⁴⁷⁾ und damit vor dem KZ zu bewahren. Ich habe nie irgendwelche Versammlungen besucht. Ich habe auch Kommunisten oder solche, denen man kommunistische Gesinnung vorwarf, verteidigt. Ich habe mich nie um das Verbot des Umgangs mit Kriegsgefangenen gekümmert. Ich habe alle möglichen Ausländer wie z.B. Franzosen, Belgier, Luxemburger, Holländer, Flamen, Wallonen, Elsässer, Ostarbeiter, Polen und Juden verteidigt. Meine französischen Sprachkenntnisse als früherer Dolmetscher erleichterten mir das sehr. Ich habe französische Offiziere verteidigt. Ich habe täglich mehrere Stunden im Gefängnis zugebracht. Ich habe russische Kriegsgefangene mit Zigaretten und Brot versorgt. Ich habe 6 Jahre lang einen Referendarkursus geleitet und dabei jede Gelegenheit wahrgenommen, um - für jeden, der aufmerksam zuhört, ziemlich unverblümt - in sarkastischer und verhöhnender Weise die Anordnungen und Einrichtungen der Partei an den Pranger zu stellen. Ich habe im Anwaltszimmer und auch bei anderen Gelegenheiten nie ein Hehl daraus gemacht, dass ich die Partei hasse und als Mischling 2. Grades7) hassen musste. Ich habe ständig in der Angst gelebt, dass meine Mutter als Mischling 1. Grades verbrannt werden würde. Man hat mir auch genug Schwierigkeiten bereitet. Obgleich früherer aktiver Offizier aus den Jahren 1914 - 18, wurde ich nicht eingezogen. Die Partei wollte mir nicht diese Ehre zuteilwerden lassen. Sie würde mich dann nämlich nach einem Siege der Partei nur schwer beseitigen können.

Wer weiss also, was man mit uns noch alles machen wird. Was erhofft man sich von Schanzarbeiten in der Gegend von Glogau?4) Wenn die Russen erst so weit sind, ist doch nichts mehr zu retten. Was soll aus den Kindern werden? Kein Mensch will in die Hand der Russen fallen, weil sie uns seit Jahren als Bestien geschildert worden sind. Niemand weiss, was daran wahr ist. Wer weiss, was uns noch blüht von Seiten der vielen ausländischen Arbeiter und Kriegsgefangenen, die wir allein in Hirschberg haben? Ich stehe ja mit diesen Leuten eigentlich sehr gut. Seit dem Jahre 1943 habe ich allein 200 Menschen verteidigt. Darunter 1/3 Ausländer. Im Jahre 1944 habe ich his heute 120 Menschen verteidigt. Darunter noch mehr Ausländer. Polen und Juden dürfen ja, bei Vermeidung der Ausstossung aus dem Anwaltsstand, nicht verteidigt werden. Sie erhalten auch weder Geldstrafen noch Gefängnis oder Zuchthaus, sondern nur Lager oder verschärftes Lager. Und doch habe ich sehr häufig das Risiko auf mich genommen, solche Verteidigungen zu übernehmen, falls die Möglichkeit bestand, die Juden- oder Poleneigenschaft zu bestreiten und das Gericht so hinters Licht zu führen. In der Regel nahm ich von Ausländern auch kein Honorar. Alle Ausländer sind sehr froh darüber, dass wenigstens jemand sich um sie kümmert. Der "Service juridique du Commissariat Général - Action sociale pour les Français travaillants en Allemagne - Service de la main d'œuvre en Allemagne"8) in Dresden hat mir offiziell die Verteidigung aller Franzosen des hiesigen Bezirks übertragen. Man weiss, dass ich mit den Franzosen ohne Dolmetscher arbeiten kann. Bei den Russen und Polen ist das schon schwieriger. Ich habe mit grosser Mühe und Not erreicht, dass mein Büro vorläufig nicht geschlossen wird. Mein Vertreter ist der Rechtsanwalt Dr. Friedrich Ablaß⁹⁾ aus Hamburg, der tatkräftig unterstützt wird, namentlich in Strafsachen, von dem mir zur Ausbildung überwiesenen Referendar Mücke. Insofern kann ich etwas beruhigt sein und habe mehr Glück als Verstand.

Aber Dieter²⁾ ohne Mutter macht mir Sorgen.

Jedenfalls scheint es berechtigt zu sein, ab heute ein Kriegstagebuch zu führen. Wir warten stündlich auf den Abruf. Zum Arbeiten habe ich keine Lust mehr und das ist auch nicht nötig, denn die Vertreter sind ja beide seit dem 1.7. 1944 schon eingearbeitet.

11. 8. 1944. Auf dem Schulhofe des Gymnasiums um 7 Uhr früh. Es wimmelt von über 1000 Menschen mit Gepäck. Gestern Nachmittag erhielt ich die Nachricht, dass ich um 6,30 Uhr früh heute hier zu stehen habe. Nicht alle sind für heute eingeteilt, die 2. Hälfte kommt morgen. Dieter ist mit mir heute schon sehr früh aufgestanden; um 6 Uhr klingelt es schon. Vor uns stand Fräulein Opitz. Sie brachte Keks und kochte mitgebrachten Bohnenkaffee. Es wird für lange Zeit mein letztes Frühstück mit Dieter sein. Er ging nicht mit, sah uns aber vom Balkon aus so

lange wie möglich nach. Es muss für ihn ein scheussliches Gefühl gewesen sein, völlig allein in der Wohnung zurückzubleiben. Sein weisses Hemdchen sah ich noch lange durch die grünen Blätter der Bäume schimmern. Wir verständigten uns so lange wie möglich durch Pfeifen und Rufen.

Jetzt wird rumkommandiert und eingeteilt. Um 8,30 Uhr soll schon der Zug gehen. Ich werde ganz zuletzt geholt, weil ich mich sehr abseits gehalten habe. Man macht mich ohne mein Zutun zu einem Kameradschaftsführer in der III. Hundertschaft (Männer). Die Hundertschaft ist aber nicht voll ausgefüllt, sodass ich als letzter Kameradschaftsführer keine Männer zu betreuen habe. Endlich geht es los zum Bahnhof. Ich komme in ein Abteil mit einer Französin und einer ukrainischen Lehrerin. Fräulein Anna Lenj, die jetzt, aus Russland verschleppt, Dienstmädchen in der Wilhelmstrasse 63 ist. Sie versteht ganz gut deutsch und ich nehme mir vor, auch in Beuthen, 10) wohin es nämlich geht, nett zu ihr zu sein und ihr zu helfen, wenn sie Hilfe braucht. Um 9 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Es geht über Lauban, Kohlfurt, Sagan, Sprottau, Glogau⁴⁾ nach Beuthen/Oder, wo wir um 15 Uhr ankommen. Bis 16 Uhr stehen wir vor dem Bahnhof rum in glühender Hitze, weil uns erst der Kreisleiter, wie ein kleiner Hitler, begrüssen will. Unsere Hundertschaft kommt in einer Borstenfabrik unter. Für den Hundertschaftsführer, einen kleinen Finanzbeamten, aber grossen SA-Mann,¹¹⁾ 2 Kameradschaftsführer und mich besorge ich ein Zimmer in der Fabrikvilla. Wir haben dort 2 Bettstellen. 1 Sofa und einen Strohsack auf dem Fussboden. Ich fasse sofort überall mit an. Es gilt, Strohsäcke zu stopfen und ein Billard aus dem Mannschaftssaal hinauszuschaffen. Dann waschen wir uns alle auf dem Hof in einer grossen Rinne. Um 20 Uhr gibt es in der Stadt Graupensuppe, die wir ins Quartier tragen. Um 21 Uhr ist Befehlsempfang bei den Bonzen¹²⁾ in der Stadt. Ich nehme mir fest vor, mich nicht zu eigentlichen Schanzarbeiten missbrauchen zu lassen. Irgendwie muss ich passiven Widerstand leisten. Lieber mach ich mich für die Männer und Frauen nützlich, die gleich mir gezwungenermassen hier arbeiten müssen. Dazu wird schon Gelegenheit da sein. So interessiere ich mich z.B. für die Verpflegung. Es gibt für je 3 Mann 1 Brot, je 100 Mann bekommen 1 Eimer Marmelade. Gearbeitet wird von 5 - 13 und von 13 - 21 Uhr. In der Schule ist auch schon ein Revier¹³⁾ eingerichtet worden.

12. 8. 1944. Wir haben alle sehr gut geschlafen. Ich hatte sogar die Hose ausgezogen und schlief im Taghemd mit einem Woilach¹⁴⁾ aus dem Jahre 1914. Darüber hatte ich meinen Gummiumhang. Wir kamen erst um 23 Uhr vom Befehlsempfang. Die Herren Nazi sind sehr gegen den Parlamentarismus. Die Art ihrer Versammlungen, die ich bisher nicht kannte, ist aber alles andere als schön. Es wird genau so viel durcheinander geredet wie im Reichstag. Es handelt sich um alles andere als um einen richtigen Befehlsempfang. Niemand weiss, was er will. Der ganze Quatsch hätte in einer halben Stunde erledigt sein können, wenn die Herren vorher überlegt hätten, was sie wollen.

Heute Nachmittag soll der 2. Transport aus Hirschberg eintreffen. Zum Teil sollen wir aufgefüllt werden, der Rest kommt nach Carolath, also aufs Land. Dort werden sie wahrscheinlich weniger glücklich als wir, denn hier gibt es wenigstens etwas zu kaufen und zu organisieren. Uns 4 "Führern" geht es in unserer Villa sehr gut. Es gibt wenigstens Möbel mit vielen Fächern. Heute morgen habe ich mich noch rasiert. Wenn wir aber schon um 5 Uhr bei der Arbeitsstelle sein sollen, wird das nicht alle Tage gehen. Heute soll es Brot und Marmelade geben. Ich besorgte Kaffeekannen, Gläser, Teller usw. Die Stube wird ausgefegt, Wasser besorgt. Das Waschen morgens um 6 Uhr mit blossem Oberkörper im Freien im Angesicht der aufgehenden Sonne ist herrlich. Es wird heiss werden. Man müsste baden. Von unserem Fenster aus sehen wir ein Stück der Oder. Um

11 Uhr gibt es Nudelsuppe mit Fleisch. Ich brachte eine grosse Kaffeekanne davon mit, mit dem Erfolg, dass die ersten drei die Suppe bekamen und der letzte die Nudeln und das Fleisch. Das muss also anders organisiert werden. Um 9 Uhr gab es auf dem Markt Spaten und Hacken. Ich berief mich auf meine kaputte Hand und weigerte mich, einen Spaten anzufassen. Grosse Nazis, insbesondere Hundertschaftsführer, brauchen gar kein Handwerkszeug zu führen. Auf dem Markt waren auch die Ausländer angetreten, denen ich meine Hilfe anbot, wenn es sich um Dolmetschen oder sonstige Dinge handelte.

Um 12,30 Uhr ging es geschlossen an die Oder zur Badeanstalt. Schanzen sollten heute nur die ungeraden Hundertschaften, also auch wir. Die geraden Nummern brauchten nur zuzusehen, fangen dafür aber morgen früh um 5 Uhr an. Einer der Oberbonzen, 15) nämlich wieder ein Finanzbeamter, gab uns eine Unzahl von Erklärungen, die jeder anders verstand, weil der Mann selber nichts verstand. Wir sollten unsere Gräben sogar selbst abstecken. Der Graben soll in einem stumpfen Zick-Zack am Oderdeich entlang führen, und zwar auf dem linken Ufer. Wir sollen bis Költsch abwärts Carolath schanzen und dann aufwärts Beuthen nochmal so weit. Das ist der Bauabschnitt des Kreises Hirschberg. Die Leute wurden also heute Nachmittag verteilt auf den 1. Bauabschnitt und dann ging es los. Jeder suchte sich irgend ein Stück Erde und fing an, zu graben, zu schaufeln und zu stecken. Bei der noch immer sehr grossen Hitze wurde nicht allzu viel daraus. Sehr bald verwandelte sich das Schanzen allgemein in Baden. Der Oderstrand liegt voll von nackten Menschen und Kleidungsstücken. Die Sonne glüht. Fast niemand hat mehr was an, auch bei der Arbeit. Ich selbst tat zunächst gar nichts, sondern sah nur zu. Man musste den Eindruck haben, dass zunächst sehr viel falsch gemacht wurde, denn jeder hatte bei den Belehrungen etwas anderes verstanden. Daher kam es auch, dass der Kreisleiter nach ein paar Stunden bei seiner Visite sehr viel auszusetzen hatte. Man kann beinahe sagen: alles war falsch. Vor allen Dingen sollte überhaupt noch nicht Erde ausgehoben werden, sondern nur das Profil des Grabens abgesteckt werden. Dann sollte eine 4 m breite Fläche von der Grasnarbe befreit werden. Auf die befreite Fläche sollte die ausgehobene Erde gehoben werden. Diese sollte zu einer nach vorne abgeschrägten Brustwehr verwandelt werden, auf die später die Grasnarbe als Tarnung gelegt werden sollte. Die ganzen Arbeiten mussten also von vorne angefangen werden. Ich zog mir jetzt die Badehose an. Meine Ferien hatten mir bereits ein völlig braunes Fell eingetragen, sodass ich Sonnenbrand nicht zu befürchten hatte. Es gab ein kühles Bad, wobei ich die Oder überguert habe, was ich aber nicht wieder tue, weil es doch sehr gefährlich ist. Die Strömung ist sehr gross. Nach meiner Abkühlung verschaffte ich mir dadurch Bewegung, dass ich etwas half beim Abtragen der Grasnarbe. Links von unserer Hundertschaft arbeitete die 1. Mädchenhundertschaft. Alle Mädels waren in Badekostümen. Sie waren mehr im Wasser als auf dem Lande. Um 15 Uhr marschierte ein langer Transport weiterer Bartold-"Gefangener" über die Oderbrücke nach Carolath, 5 km weit. Sie sollen täglich über die Oder gesetzt werden und uns entgegenarbeiten. Um 17 Uhr kamen viele Kinder mit Kaffeekannen auf Handwagen, denn wir hatten alle einen Mordsdurst.

Um 19 Uhr wurde ich plötzlich aus dem Wasser heraus mit 8 Mann zum Verpflegungsempfang kommandiert. Man hat also offenbar schon gemerkt, dass ich mich dazu besser eigne als zum Schanzen. Auf dem Markt gab es in einem grossen Kolonialwarengeschäft¹⁶⁾ Brot, Butter und Mettwurst. Ich empfing die gesamte Kaltverpflegung für die Hundertschaft und hatte für die richtige Verteilung zu sorgen. Dazu gehörten die richtigen Leute, der richtige Platz, die nötigen Gefässe, ein Handwagen, Gewichtswaagen usw. Da ich das alles sehr bald zusammen hatte und die Verpflegung klappte, bin ich heute offiziell zum "Verpflegungsfritzen" der Hundertschaft ernannt worden. Ich

bin also das Schanzen so los und habe mich nur in wirklich nützlicher Weise für die Menschen zu betätigen, die genau so wie ich zwangsweise hier sein müssen. Dafür können wir alle nichts und ich empfinde es auch nicht als Schande, wenn ich dieses Amt übernommen habe. Mann kann ja schliesslich nicht nur negativ eingestellt sein. Aber Unsinn mache ich nicht gern bewusst und halte das ganze Schanzen für Blech, und zwar sogar mit dem Verdacht, dass auch die Partei diesen Blech einsieht, aber Nebenzwecke verfolgt, nämlich den, eine grosse Anzahl von unsicheren Kantonisten und Unzufriedenen in ihre Hand zu bekommen bei Zuckerbrot und Peitsche und gleichzeitig eine Unzahl von Stellen zu erlangen, die mit Bonzen besetzt werden können.

Am 13. 8. 1944 ist Sonntag. Arbeitsmässig aber nicht. Schon um 5 Uhr früh hören wir die Hundertschaften singend zur Arbeit marschieren. Wir hören deutschen, französischen, tschechischen, polnischen, ukrainischen, russischen, belgischen und flämischen Gesang. Die ungeraden Hundertschaften können ausschlafen und sich rasieren. Zur Feier des Tages gibt es heute zum Kaffee Brot, Butter, Marmelade und von mir mitgebrachten Schinkenspeck sowie selbst organisierte Pflaumen und Tomaten. Das Wichtigste aber ist, dass wir schon jeder einen Teller und eine Porzellantasse besitzen. Mittags gibt es Gulasch und Kartoffeln. Wir gehen geschlossen in die Stadt zum Essen, das in einer Pflaumenmusküche ausgegeben wird. Die Mannschaften stehen zu 3 Hundertschaften Schlange auf dem Hof. Es herrscht natürlich Unordnung und Drängelei, die ich wegorganisierte. Ich bleibe auch da, bis alle meine Leute richtig empfangen haben. Manche essen gleich auf dem Hof neben einem Lokus und einer Abfallgrube. Viele nehmen sich das Essen mit ins Ouartier. Die Köchin stammt aus dem Hotel "Stadt Dresden" in Görlitz. Sie ist froh, dass ich Ordnung geschaffen habe. Wir sind dankbar für gutes Essen und sprechen das durch mich auch aus.

Vormittags gehe ich mit meinem Verpflegungsadjutanten spazierengehenderweise durch die Stadt. Wir sehen uns den Hafen an, die Oderkähne, das Zollhaus und die Oderbrücke. Jedes Betreten der Brücke kostet 10 Pfennig, weil die Brücke einen Bohlenbelag hat, der ständig erneuert werden muss, und zwar durch die Stadt. Im Zollhaus ist eine Bartoldkaffeeküche. Dort traf ich 2 Mädels von Bäcker Fellmann aus Hirschberg, die mir einen Kamm pumpen, den ich bis jetzt nicht besass. Unsere Köchin hat mir 2 Decken gepumpt, erster Erfolg meiner Organisationsarbeit. Ich hatte mich nämlich schon nachts erkältet und starke Schmerzen beim Schlucken.

Um 13 Uhr beginnt unsere Arbeitsschicht. Ich könnte natürlich mindestens eine Zeitlang mitgehen, drücke mich aber unter dem Vorwande, dass ich mit der Verpflegung zu tun habe. Es ist auch wirklich zunächst schwer, festzustellen, wo, wann und was empfangen werden soll. Ich habe mit meinen Leuten entsetzlich viel rumzulaufen, und das auf grässlichen Katzenkopfsteinen. Abends habe ich eine Riesenblase am Fuss. Nach vielem Hin- und Herlaufen steht endlich fest, dass es erst ab 17 Uhr etwas gibt. Deshalb gehen wir in die Gräben, aber nicht zum Arbeiten, sondern nur zum Zusehen. Es ist erstaunlich, wie schnell etwas Sichtbares geleistet wird. Auf 1 km lang ist der Graben schon da, vielfach auch schon mit Böschung. Es sieht wieder fröhlich aus, die Stimmung ist lustig, zumal die Mädels heute zwischen den Männern arbeiten. Es wird poussiert, dass die Schwarte knackt. Auf dem Deich sieht es zeitweise aus wie auf der kleinen Promenade in Zoppot. Aber gebadet wird nicht, weil der Himmel bedeckt ist. Alle Sprachen schwirren durcheinander. Viele Witze werden gerissen. Um 16 Uhr kommt pünktlich Kaffee in grossen Milchkannen. Vorläufig hetzt niemand zur Arbeit. Das wird aber wohl noch kommen. Die Partei versteht sich ja auf Menschenfang. Die Arbeit schreitet fort, obgleich eigentlich immer nur die Hälfte arbeitet. Gegen 16 Uhr erscheinen die Schanzer aus Carolath in langem Zuge. Er beginnt seine Arbeit im Anschluss an uns Oder abwärts. Dazu gehört auch der Rechtsanwalt Dr. Pfeiffer aus Hirschberg, den man zur Schanzarbeit gepresst hatte, obgleich er so schwer krank ist, dass er schon auf dem Marsch zur Arbeit umfiel und liegen blieb. Um 17 Uhr bin ich wieder in der Stadt, bewaffnet mit einem Leiterwagen, 1 Sack und 1 Eimer für Marmelade. Zunächst halfen wir Brot abladen, (denn das Brot war eben erst mit einem LKW angekommen) mit dem Erfolg, dass wir belobigt und zuerst abgefertigt wurden. Es gab reichlich Butter und 1/3 Brot. Um 20 Uhr sank die Sonne und vergoldete die Oderwälder. Singend kamen die Kolonnen mit geschulterten Spaten oder Hacken zur Stadt zurück. In den Quartieren war alles für die Verpflegung vorbereitet. In diesem Sinne bin ich doch sehr froh, dabei zu sein, denn ich will von den Nazis nicht besser behandelt werden als die meisten anderen.

Am 14. 8. 1944 strahlt uns die Sonne schon um 6 Uhr ins Bett. Mit 2 Decken als Bettdecke und 1 Decke als Kopfkissen habe ich auf dem Strohsack in meiner Bettstelle schon besser geschlafen. Nach Gurgeln mit Salzwasser sind die Halsschmerzen auch besser geworden. Die Füsse tun noch weh von den vielen Blasen. Ab heute erhalten wir die Warmverpflegung von einem grossen Verpflegungsschiff der NSV,6) das im Hafen liegt. Es kann dort in 12 Kesseln gleichzeitig für mindestens 1000 Mann gekocht werden. Das Schiff hat Hunderte von Essenkübeln, die in der Art von Kochkisten hergestellt sind und "Thermophoren"17) genannt werden. Es gibt kleine zu 25 l und grosse zu 50 l. Wir erhalten für unsere Hundertschaft einen kleinen und einen grossen Kübel. Diese müssen wir zu Fuss den Berg hinaufschaffen, auf dem Beuthen liegt. Heute Abend soll es sogar warmes Essen geben. Ein Mann kam ins Revier, 13) weil er sich beim Brotschneiden verletzt hatte. Im Übrigen sind die Leute bester Stimmung. Die Arbeit ist nicht übermässig anstrengend. Das Wetter ist gut und die Verpflegung reichlich. Über die Tschechen und Polen wird geklagt. Wahrscheinlich werden sie

falsch behandelt. Ein deutsches Mädchen ist verhaftet, weil sie zu viel mit Ausländern herumpoussierte. Einen über 65 Jahre alten Mann meiner Hundertschaft lerne ich als Ordonnanz¹⁸⁾ an. Er besorgt uns wenigstens für unsere Stube das Essen. Ausserdem hat er die Mannschaftssäle sauberzuhalten. Die Leute liegen immer noch einfach auf Stroh, das mit Latten von einem Mittelgang abgehalten wird. Es ist wenig Platz zum Unterbringen von Gegenständen vorhanden. Immerhin sind ein paar Gestelle von einem Tischler hergestellt worden. Das Schleppen der Essenkübel bei grosser Hitze war nicht so einfach, zumal unsere Fabrik schon ausserhalb der Stadt liegt. Die Verteilung erfolgt dann vor der Haustreppe mittels einer grossen Kelle. Ich überwache die Austeilung und sehe immer mehr ein, wie nötig es ist, dass sich jemand um den Innendienst kümmert. Es muss jemand Quittung leisten über den Empfang der Kübel, diese müssen hin- und zurücktransportiert werden. Die leeren Kübel müssen gereinigt werden; man muss über alles Bescheid wissen, und zwar rechtzeitig und früher als andere. Viele Geräte müssen erst besorgt werden; ich sorge dafür, dass geborgte Geräte auch zurückgegeben werden, weil man sonst nichts mehr geborgt bekommt. Ich bin ständig auf Tour, mal am Hafen, dann auf dem Verpflegungsamt in der Turnhalle, auf dem Ouartieramt auf dem Markt und in den verschiedensten Ouartieren, und erkundige mich dort persönlich nach dem Wohlergehen eines jeden Einzelnen.

Jetzt soll ich auch noch das Anfertigen der Lohnlisten für die Hundertschaft übernehmen. Dazu bekomme ich von unserem Fabrikdirektor eine Schreibmaschine und Papier. Ich werde versuchen, Fräulein Opitz für diese Arbeit wenigstens stundenweise von ihrer Hundertschaft loszueisen. Ihr Hundertschaftsführer ist der Landgerichtsdirektor Hoffmann, mit dem ich ja gut reden kann. Wir sollen nächstens auch eine Feldpost-Nr. erhalten. Die Leute lassen sich vorläufig normal frankierte Briefe an ihre Quartieradresse kommen. Mein Dienst ist, im

Allgemeinen, namentlich bei so herrlichem Wetter, angenehm, wenn auch anstrengend. Ich habe eigentlich zweierlei Pflichtenkreise. Erstens bin ich so etwas Ähnliches wie Zahlmeister und Intendant, Verpflegungsunteroffizier und Generalquartiermeister für die Hundertschaft und dann noch mal dasselbe nur für den engeren Kreis unserer Stube, die mit dem Hundertschaftsführer, 2 Kameradschaftsführern und mir belegt ist. Wenn man will, habe ich es besser als alle anderen. Ich bin sozusagen Kameradschaftsführer z.b.V.¹⁹⁾ ohne Kameradschaft, also ohne eigene Leute. Ich bin aber insbesondere froh darüber, dass ich nicht zu den Einpeitschern beim Schanzen gehöre, denn langsam geht das Einpeitschen jetzt los. Die Herren Bonzen¹²⁾ triezen und drängeln und drohen mit Entziehung von Verpflegung, fassen aber selbst kaum mit an. Ein solches Amt liegt mir nicht. Dafür komme ich natürlich weniger zum Baden. Die ewigen Gänge auf dem Kopfsteinpflaster machen mich krank. Ich habe nämlich nur ein Paar schwere Schistiefel, ohne wechseln zu können. Dazu eine Schihose und ein ärmelloses Wollhemd. Namentlich abends vermisse ich die Hausschuhe. Aber ich bin eben aus Hirschberg nur mit einem Rucksack ausgezogen, weil 1. Grundsatz des Soldaten ist: So wenig Gepäck wie möglich. Mir fehlt auch ein Schlafanzug, weil ich Tag und Nacht nicht aus dem Hemd komme. Um aber über die Schanzarbeiten mitreden zu können, habe ich gestern doch ein paar Stunden im Graben gestanden. Das war auch sehr nützlich, denn es gab dort plötzlich eine Sonderzuteilung von 6 Zigaretten pro Nase.

Ich träume häufig von Dieter.²⁾ Ich weiss ja nicht mal, ob seine Mutter wieder da ist. Wie wird das Büro ohne mich fertig werden? Wenn ich da bin, ist man häufig mit mir unzufrieden, und wenn ich fehle, schreit alles.

Mein Rest Schinken von dem Fleischer Krajowski in Hirschberg und meine Zigarren von Fräulein Marianne Schmidt aus Hirschberg leisten mir gute Dienste. Es wird aber natürlich alles zu vieren auf der Stube geteilt, und zwar schon deshalb, weil ich dabei der nehmende Teil bin. Alle Anderen sind natürlich bei der Abfahrt von ihren Frauen gut ausstaffiert worden. Aber sie helfen mir alle aus und ich organisiere sehr viel. Ich treffe sehr viel Bekannte und überall frohe Gesichter; insbesondere die Mädels sind guter Dinge, auch wenn sie z.T. zu 80 Personen in einem grossen Saal hausen, nur auf Stroh und ohne Bettstellen und Strohsäcke bei sehr mangelhafter Waschgelegenheit. Unsere Verpflegung ist reichlich, häufig auch gut gekocht. Die Ureinwohner von Beuthen beneiden uns.

Das ganze Unternehmen Bartold ist ein sehr geeignetes Mittel, die Leute in die Hand zu bekommen, die Stimmung zu heben und scheinbar wichtige Posten zu schaffen. Mehr halte ich aber von dem ganzen Unternehmen nicht. Es ist militärisch wertlos und schadet geradezu dem Ganzen, weil die Arbeitskräfte alle der Wirtschaft, Industrie und Rüstung entzogen sind. Andererseits schliesst man sich zusammen, pflegt die Kameradschaft und findet Gesinnungsgenossen. Es ist erstaunlich, wie viel hier gemeckert wird und wie einig sich auch die einfachen Leute über die militärische Unzweckmässigkeit des Unternehmens sind. Jeder weiss, dass ich Anwalt und Dr. jur. bin. Äusserlich sehe ich aus wie ein Maurer, meine Haut ist die eines Negers. Ich laufe ohne Hemd, oben nur mit einem ärmellosen Pullover bekleidet. Trotzdem lasse ich mich mit "Dr." anreden, weil ich damit beweisen will, dass auch die Intelligenz sich einzugliedern versteht. Hoffentlich bleibt die Stimmung so, denn niemand möchte allzulange den uns aufgezwungenen Notdienst fortsetzen, insbesondere möchten wir den Winter hier nicht erleben. Vom Kriege merken wir nichts, Fliegeralarm gibt es nicht. Neue Zeitungen und Radios sind vorhanden.

Seit dem 16. 8. 1944 habe ich auch Tinte und Feder. Es konnte ja nicht ausbleiben, dass auch hier Schreibstuben eingerichtet werden. Es gibt ein Abschnittsbüro, ein Unterabschnittsbüro, ein Verpflegungsamt, ein Quartieramt, ein Materiallager, eine Verpflegungshalle und für jede Hundertschaft so eine Art Kompagnieschreibstube. Alle brauchen Papier, Tinte, Federn, Schreibmaschinen, Tippmädchen, Buchhaltung, Telefonistinnen, Adjutanten²⁰⁾ und sonstiges Personal. Die Zahl der eigentlichen Schanzer wird immer geringer. In Beuthen liegen 12 Hundertschaften, auf den zugehörigen Dörfern liegen weitere 12 Hundertschaften. Diese sind zusammengefasst zu einem Abschnitt, dessen Führung einem Herrn Haelbig anvertraut ist, der in Hirschberg Kreispropagandaleiter war. Er stellt den Typus des Bonzen, Lamettaträgers²¹⁾ und Goldfasanen dar. Er mischt sich in alles, hat seine Extraverpflegung, hat seine täglichen Gelage, hat seine Mädchen und seine Lieblinge beiderlei Geschlechts. Er hat die Manieren eines Paschas, der aber sehr darauf hält, beliebt zu sein. Der einzige, der bisher die Büroinflation nicht mitgemacht hat, bin ich. Ich habe keine eigene Schreibkraft, keine eigene Maschine, keinen eigenen Raum für Schreibarbeiten und trotzdem geht es auch so. Wir müssen Lohnlisten machen, natürlich in 3facher Ausfertigung. Unsere Verpflegung holen wir uns jetzt mit Handwagen, weil die Thermophoren¹⁷⁾ zu schwer sind. Meist gehe ich persönlich mit. Oft bekomme ich auch abends noch warmes Essen für meine Leute. Aber fast täglich wechselt die Essenausgabestelle. Offenbar klappt die Essengeschichte auf dem Schiff nicht. Die Kartoffeln sind oft hart. Die Kaltverpflegung zum Abendessen ist abwechslungsreich. Brot, Käse, Marmelade, Büchsenfleisch, Butter. Die Verteilung auf die Quartiere ist nicht so ganz einfach. Unsere Leute liegen nicht alle an derselben Stelle. Das Abwiegen macht Schwierigkeiten, es klappt aber trotzdem. Zunächst wird für die Kameradschaften in irgendeinem Geschäft abgewogen. Die Kameradschaften machen das Weitere dann über den Daumen. Auch die Warmverpflegung macht mittags Schwierigkeiten, und zwar dann, wenn es nicht Eintopf gibt, also z.B. Gulasch extra und Kartoffeln zusammen. Ausserdem werden täglich pro Mann 8 Zigarren, 24 Zigaretten oder 25 gr. Tabak empfangen. Die Frage, wieviel man als Verpflegungsfritze zu empfangen hat, ist eine reine Vertrauensfrage. Es müssen zwar täglich bei den verschiedensten Stellen Stärkemeldungen eingereicht werden, die aber offenbar nicht richtig oder nicht rechtzeitig zu den Ausgabestellen durchgeleitet werden. Jedenfalls steht fest, dass mir ohne weiteres geglaubt wird, wenn ich behaupte, dass meine Stärke grösser ist. Dadurch verschaffe ich mir für unvorhergesehene Fälle zusätzliche Vorräte in geringem Umfange. Ich habe also ständig Rauchvorräte und auch kleine Mengen von Kaltverpflegung übrig. Dadurch ist es möglich, plötzliche Zugänge zu versorgen, Besuche zu erfreuen, kleine Belobigungen auszuteilen und die Stimmung zu erhalten. Neben allem anderen habe ich aber auch noch Materialien auszugeben und daher auch ein kleines Materiallager an Essgeschirren, Trinkbechern, Decken, Spaten, Hacken, Strohsäcken, Hosen, Jacken, Hemden, Fusslappen, Schuhen.

Am 17. 8. sind die Schanzarbeiten Oder-abwärts beendet. Heute Nachmittag regnet es 2 Stunden lang. Fräulein Opitz von der Hundertschaft 5 arbeitet öfter ein paar Stunden bei mir. Meist vormittags, wenn ich am besten Zeit habe, weil die Männer alle in den Gräben sind. Die Hitze bringt es mit sich, dass sie meist fast nichts anhat. Ihr Erscheinen bereitet daher bei den wenigen Leuten, die noch im Hause sind, vergnügliche Freude. Da sie aber immer noch meine Angestellte ist, die ich noch dazu auch immer noch besolden muss, so liegt mir in der Hauptsache an nachhaltiger Arbeit. Es werden immer mehr Listen, die zu schreiben sind, und ihre Richtigkeit hält immer nur kurze Zeit an. Jetzt heisst es schon, dass wir mindestens bis Ende Oktober hierbleiben müssen.

Inzwischen aber sind die Amerikaner schon in Orléans, an der Seine, bei Toulon und Cannes. Die Russen stehen an der Ostpreußengrenze. Ich sehe sehr trübe in die Zukunft und bin schon seit dem Riesenerfolg von Dünkirchen der Meinung, dass der Krieg nicht gut ausgehen kann. Seit wir aber auch noch die Russen uns zum Feinde gemacht haben, kann ich mir gar nichts anderes vorstellen, als dass wir eines Tages eine russische Kommandantur in Hirschberg haben werden. Hier denkt Gott sei Dank niemand viel an die Front. Da meine Füsse immer noch schmerzen, lege ich mich mittags manchmal 1/2 Stunde hin. Wenn aber die Leute von der Arbeit kommen, muss die Stube in Ordnung sein. Das mache ich alles selbst einschliesslich aufwischen, fegen, staubwischen, Betten machen, Geschirr abwaschen, Wasser besorgen, Lebensmitteleinteilung, Tisch decken usw. Abends mache ich selbst häufig Bratkartoffeln und liefere dazu, was ich bekommen konnte, besonders Obst, Fleischbrühe und manchmal auch weisse Semmeln.²²⁾ Nur selten kann ich in der Stadt mal ein Glas Bier trinken. Dafür aber bin ich jetzt schon bekannt wie ein bunter Hund. Nicht nur meines auffallenden Äusseren wegen, sondern auch weil ich sehr viele Menschen kennenlerne, mit sehr vielen Dienststellen zu tun habe, für alle ein Scherzwort besitze und ständig bester Laune bin. Auch meine eigenen Männer scheinen mit mir zufrieden zu sein, denn sie behandeln mich in ihrer Art mit einer gewissen Achtung. Es sind aber auch alles vernünftige ältere Leute. Heute ist im Kino sogar Theater von der Warmbrunner²³⁾ Bühne. Für meine Leute muss ich noch Verdunklungspapier besorgen, weil es jetzt abends früher dunkel wird und später hell morgens.

Am 18. 8. war die erste uns hier aufgezwungene Woche zu Ende. Gestern habe ich einen 14 Seiten langen Bericht nach Hause geschickt. Langsam werden die Tage langweilig, weil sich alles wiederholt. Die Stellungen wachsen immer mehr. Wir arbeiten schon an der zweiten Linie. Heute gab es nach dem Abendessen noch ein ausgiebiges Bad in der Badeanstalt, das Herrn Fiedler und mich so abkühlte, dass wir zu Hause bei geschlossenen Fenstern uns warm anziehen mussten.

Am 20. 8. ist der erste dienstfreie Sonntag, und doch wurden gerade wir um 5 Uhr geweckt, weil unsere Kameradschaftsführer eine Gefangenenwache übernehmen mussten. Eine deutsche Jungfrau musste unter Aufsicht von 2 bewaffneten Bonzen Strafschanzarbeiten leisten, weil sie irgendwie frech geworden war. Eine durchaus angemessene Sonntagsbeschäftigung für Uniformträger. Heute sollte es für alle Leute Kuchen geben. Es wurde aber nichts daraus. Die Schiffsverpflegung wird immer schlechter. Die Organisation klappt nicht. Bei der Ausgabe des Essens herrscht grosses Durcheinander. Der Schiffskoch musste abgesetzt werden. Seine Nachfolgerin ist eine Frau, die vor Nervosität platzt. Das Essen ist miserabel und wird z.T. noch in den alten Stadtküchen gekocht. Die Abholung wird dadurch besonders erschwert. Es gibt manchmal Klopse und ähnliche Dinge, die auch noch genau ausgezählt werden müssen. Bis das so weit ist, gibt es ein heilloses Gedränge. Vor der Schiffsbrücke drängen sich Menschen, Wagen, Pferde, Gänse, Ausländer, Deutsche, Kessel, Eimer und schimpfende Bonzen. Alle Sprachen schwirren durcheinander. Der eine isst schon, der andere wäscht das Geschirr aus, der dritte fällt vom Schiff ins Wasser, der 4. sitzt auf einem nahe stehenden Lokus, und doch ist das Essen pünktlich um 1 Uhr bei uns im Quartier, denn ich verstehe es eben, mich vorzudrängeln. Nach Tisch liegen viele von uns bei 30° im Schatten, mit Badehose und auch ohne, unter den Obstbäumen der Fabrik. Satt bin ich heute nicht geworden. Der Krautsalat ist unappetitlich, die Kartoffeln hart. Die Klopse sind gut, weil sie nicht auf dem Schiff hergestellt worden sind. Es geht eben nichts über unsere Görlitzer Köchin und das Beste ist und bleibt für Massenverpflegung Eintopfgericht. Und da wollen die Leute auch noch für 2000 Menschen Pudding machen. Zur Feier des Sonntags braue ich für unsere Stube nachmittags selbst Kaffee. Es sind natürlich keine Bohnen, aber das Zeug riecht doch so gut, dass selbst eine Beuthener Hausfrau, die gerade in der Villa war, Bohnenkaffee vermutete. Sonst bekommen wir unseren Kaffee nämlich aus besonderen Kaffeeküchen. Das ist ein furchtbares Zeug. Besser ist schon der Tee. Heute geht der erste Mann auf Urlaub nach Hirschberg. Viele erhalten ihre militärischen Gestellungsbefehle. Es ist so heiss, dass ich auch im Hause nur mit der Badehose herumlaufe. Öfter bade ich jetzt nach dem Abendessen mit Herrn Fiedler in der Badeanstalt. Diese liegt hinter einer Oderbuhne, an der das Wasser aufwärts strömt und sehr dreckig ist. Aber es gibt wenigstens Badezellen und eine Badefrau, die sogar Schwimmunterricht erteilt.

Vom 22. 8. ab haben wir Frühschicht und müssen um 5 Uhr aufstehen. Um 5 3/4 wird schon abmarschiert. Es wird bis 14 Uhr gearbeitet. Um 15 Uhr gibt es in den Quartieren Mittagessen. Heute kam der erste Ersatz in Gestalt von 8 Männern, darunter die erste Intelligenz. In der Oder ist gestern ein Mädchen ertrunken. Es werden noch mehr kommen, denn alles badet bei der Arbeitsstelle, also nicht in der Badeanstalt. Viele können nicht schwimmen, die Buhnen haben Löcher, die man nicht sieht, und die Strömung ist reissend. Um 6 Uhr früh sind 20° im Schatten. Um 18 Uhr haben wir noch 30° im Schatten. Mein Fuss ist noch immer nicht in Ordnung. Jetzt sind auch eine Schusterwerkstatt und eine Nähstube eingerichtet. Herr Fiedler hat eine Bettstelle erhalten, sodass er nicht mehr auf dem Fussboden zu schlafen braucht. Dadurch ist auch das Reinhalten der Stube erleichtert, weil das Stroh trotz der Strohsäcke herumstaubt. Wir schwimmen in Obst. Ab und zu besorge ich auch etwas für Fräulein Opitz, die das offenbar dankbar begrüsst, und zwar weniger der Sache wegen als vielmehr deshalb, weil ich mich überhaupt um sie kümmere. Ungefähr 1500 RM²⁴⁾ habe ich an Löhnung auszahlen müssen. Es gibt 2 RM pro Tag, aber niemand weiss zu erfahren, ob das auch für Urlauber, für Revierkranke und für Abkommandierte gilt. Ich habe irgendwo den Faust 2. Teil aufgetrieben und lese jetzt viel.

Am 23. 8. gab es abends beim Mondenschein auf dem Markt auf einer Freilichtbühne Tanzvorführungen. Es war nicht besonders aufregend, gab aber doch viel Zuschauer. Ich setzte mich lieber mit einem Glas Bier und einem Stuhl vor das "Gasthaus zur Krone" und betrachtete das Getriebe auf dem Marktplatz, die alten Häuser mit den netten Giebeln, das Rathaus, die zunehmende Dunkelheit und den aufgehenden Mond, man könnte an Florenz denken. Morgens müssen wir 2 Stunden länger Frondienst leisten, weil das ein "freiwilliges" Geschenk für den Generalbonzen,²⁵⁾ nämlich den Gauleiter,²⁶⁾ sein soll zu dessen Geburtstag. Dafür liefert er uns Schnaps und Zigaretten extra. Es wird überhaupt einiges umorganisiert, und zwar in nationalsozialistischer Art. Alles fürs Auge, nichts für die Wahrheit. Es darf nämlich keine Wachen mehr in den Ouartieren geben, es darf keine Büros mehr geben, keine Verpflegungsstellen, überhaupt keinerlei Innendienst, alles soll schanzen. Das ist aber offenbar nur dafür da, dass die kleinen Bonzen ihren grossen Bonzen möglichst viel Sand in die Augen streuen können durch Einreichung von Beschäftigungs- und Erfolgslisten.

Ich habe einige Angst um mein Tagebuch. Wenn ich nicht so schreibe, wie ich denke, hat es später mal keinen Zweck. Wenn ich aber so weiter schreibe und das Tagebuch gefunden wird, werde ich gehenkt.

Da Herr Fiedler wegen eines kranken Beines heute ins Revier¹³⁾ muss, ging ich mit, um mir ärztlicherseits bescheinigen zu lassen, dass ich meiner Hand wegen nicht schanzen kann. Der Andrang der Drückeberger war so gross, dass wir erst nach 4½ Stunden Wartezeit zum Arzt vordringen konnten. Mir wurde tatsächlich bescheinigt, dass ich nur für Innendienst fähig bin und nicht zu schanzen brauche. Damit ist der ganze Sinn meines Hierseins in Frage gestellt. Aber ein Loskommen ist natürlich nicht möglich, denn die Nazis wollen mich wirt-

schaftlich totmachen, weil sie nicht wissen, dass das bei mir nicht so leicht möglich ist. Sie glauben, dass meine Praxis langsam aber sicher in Hirschberg einschläft und dass ich dann als Verteidiger ausschalte. Meinen Nachrichten zufolge aber ist mein Vertreter auf der Höhe und befolgt ganz genau meine alten Prinzipien. Die Strafpraxis wächst mehr. Nur gibt es Schwierigkeiten bei Verteidigungen vor dem Oberlandesgericht. Mehrfach bin ich, und damit auch mein Vertreter, zurückgewiesen worden, weil ich nicht in der Partei bin und einen jüdischen Grossvater habe. Aber die Nazis sind ja nicht nur frech und rücksichtslos, sondern auch dumm. Ich habe nämlich einen Sozius. Das ist mein Schwager. Er ist seit 10. 8. 1939 Soldat. Ich vertrete ihn. Er ist erst kurz vor dem Kriege auf mehrfaches Drängen in die Partei eingetreten. Mein Vertreter, der Referendar Mücke, ist auch sein Vertreter. Wo er für mich nicht auftreten darf, tritt er eben für meinen Schwager auf.

Ich mache auch die ständigen Stärkemeldungen ganz selbstständig. Der Hundertschaftsführer überlässt mir das alles. Dagegen kümmere ich mich nicht mit einem Finger um den Aussendienst oder alles, was damit zusammenhängt. Wir haben wieder Zugänge erhalten und sind jetzt 80 Mann stark.

25. 8. Jetzt sind wir schon 84 Mann. Morgens um 5 Uhr sind es bloß noch 11° Wärme. Heute feiern wir Fiedlers Geburtstag, und zwar seinen 50., obgleich er erst 49 Jahre alt wird. Er hatte nämlich bei der Listenaufnahme sein Alter falscher Weise auf 49 angegeben. Obgleich das nun rausgekommen ist, feiern wir doch den 50. Zunächst hatten wir nur ein paar armselige Blümchen, die wir nur in einen Kranken-Pinkeltopf gesteckt hatten, weil es keine anderen Vasen gab in der Herberge. Dann aber überreichte ihm seine Kameradschaft einen Riesenstrauss von Astern und Nielsen.²⁷⁾ Heute muss unsere Hundertschaft 20 Mann auf das Dorf Lindenkranz jenseits der Oder abstellen. Dort werden Bäume gefällt, Pflöcke zugehauen und

Faschinen²⁸⁾ hergestellt. Wir hören im Radio von den Ereignissen in Rumänien. Es geht mit Riesenschritten dem Ende zu und es wiederholt sich viel von dem, was wir schon 1918 erlebt haben. Mein Fuss gebärdet sich immer schlimmer. Der Hundertschaftsführer Eisermann ist aber als Sanitätssoldat ausgebildet. Er behandelt mich mit Jod und Hansaplast. Viel wichtiger ist aber, dass ich nun endlich ein paar neue Stiefel habe. Da ich des Fusses wegen häufig liege, lese ich mit grossem Vergnügen weiter im 2. Teil von Faust. Nachmittags gab es Kaffee in Porzellantassen mit Teelöffeln und Kuchen. Mein erstes Paket ist eingelaufen mit Schlafanzug, Morgenschuhen, Seife, Zigaretten und Pfefferkuchen. Alle Hundertschaften arbeiten jetzt den ganzen Tag durch. Unsere Hundertschaft ist fast völlig in alle möglichen Kommandos aufgeteilt. Die Verpflegungsstärke ändert sich täglich. Es wird rechts der Oder geschanzt. Wenn jetzt alle Gräben noch faschiniert²⁹⁾ werden müssen, können wir uns ruhig auf den Winter einrichten.

27. 8. Ein Hundertschaftsführer ist ein geplagter Mann. Er muss sich um alles kümmern, ist für alles verantwortlich und macht es niemandem recht. Wenn der Aussendienst zu Ende ist, hat er dauernd noch Laufereien und schriftliche Arbeiten zu erledigen. Die Zügel werden jetzt noch straffer angezogen. Morgen früh soll der gesamte Mannschaftsbestand um 5 Uhr auf dem Markt stehen. Wir sind jetzt schon 90 Mann. Es gibt fast täglich Zugänge. Dauernd müssen alphabetische Listen und kameradschaftsweise Einteilungen von Fräulein Opitz geschrieben werden. Heute bekam ich von Dieter die 1. Karte. Das Radio bringt höchst bedenkliche Nachrichten. Kämpfe in Paris und Lyon. Unser Abschnitt ist jetzt bald 4000 Mann stark. Die Hitze hält an. In unserem Quartier ist es aber auszuhalten, namentlich wenn täglich gefegt und gewischt wird, was ich immer noch selbst besorge. Wir vervollständigen uns immer mehr und richten uns immer mehr auf lange Zeit ein.

In Hangwalde ist ein netter Halbulk passiert. Standortführer ist dort ein gewisser Henri, ein aufgeblasener Wicht, Nichtskönner mit grosser Schnauze und dicker Uniform. Verkrachte Existenz. Dafür ist er aber auch Standortältester. In Hangwalde liegen auch Ausländerinnen. Unter anderem eine Ostarbeiterin. Sie ist krank und legt sich deshalb, statt zum Dienst zu gehen, in die Sonne. Herr Henri lässt sie dafür in das Spritzenhaus einsperren, wozu er keinerlei Befugnisse hat, denn eine Strafgewalt hat noch kein Hundertschaftsführer. Alle Gehorsamsverweigerungen werden rechtlich als Sabotage behandelt und führen vor das Sondergericht in Glogau. Ein andermal sollte in Hangwalde ein Fest steigen. Ein Studienrat hatte zu diesem Zwecke einen Mädchenchor eingearbeitet. Er hatte auch die Festleitung, weil Herr Henri dazu nicht in der Lage ist. Dieser Bonze passt so wenig zu seiner Stellung, dass er die Hundertschaften, auch die Mädchen, morgens vor seinem Quartier antreten lässt und zu diesem Appell im Schlafanzug erscheint. Zu Beginn des Festes hält also der Studienrat eine kleine Rede, in der er die angenehmen Seiten des Lebens betont und zum Ausdruck bringt, dass man dem lieben Gott dafür dankbar sein müsse, dass es solche überhaupt gibt. Anschliessend liess er das Lied singen: "Nun danket alle Gott." Henri tobt wie ein Besessener, unterbricht das Lied und erklärt, es müsse selbstverständlich zuerst ein vaterländisches Lied gesungen werden, das Vaterland komme ihm noch vor Gott. Wir kennen ja diese famose Einstellung zur "Vorsehung". Wenn wir erst etwas älter sind und die Situation immer schlechter wird, werden wohl auch die Nazis die "Vorsehung" wieder Gott nennen. Vielleicht kommt auch wieder die Zeit, in der wir wieder von Christi Geburt reden können. Henri setzte also den Gesangslehrer von seinem Posten als Festleiter ab, machte einen Heidenskandal und suchte krampfhaft nach einem Ersatz, damit das Fest zu Ende geführt werden könne. Es gab mehrere Studienräte in Hangwalde, aber keiner wollte die Aufgabe übernehmen. Bis Henri auf einen Lehrer stösst, der nun wirklich auch Kantor ist und daher etwas vom Singen versteht. Dieser Mann muss also das Amt übernehmen. Er stellt sich vor den Chor und lässt das Lied singen: "Fuchs, du hast die Gans gestohlen". Henri tobt erneut, aber das Lied wird mit sämtlichen Strophen und dröhnender Stimme bis zu Ende gesungen. Damit war das Fest allerdings zu Ende.

Heute am 28. 8. standen wir also schon um 5 Uhr auf dem Markt. Die Schanzer wurden in sogenannte Baugruppen eingeteilt, weil das für die Zusammenarbeit beim Faschineneinbau praktisch ist. Für mich war die Beteiligung höchst überflüssig, und ich bin auch bald wieder im Quartier.

Bisher haben die Nazis, um die Stimmung zu heben und zu halten, mit der Verpflegung geaast. Das soll jetzt aufhören. Es sind plötzlich sogenannte Essenmarken eingeführt worden. Jeder Mann erhält einen perforierten Streifen Papier, auf dem 2 x sämtliche Tage der Woche gedruckt sind. Die linke Woche trägt bei jedem Tage die Aufschrift "Kaltverpflegung", die rechte Woche die Aufschrift "Warmverpflegung". Nur gegen Ablieferung eines solchen Abschnitts soll man Verpflegung erhalten. Jede Woche hat eine andere Farbe. Ausserdem gelten diese Verpflegungskarten auch ausserhalb des Abschnitts bei allen Bartoldverpflegungsstellen. In Wirklichkeit stellt sich die Sache aber ganz anders heraus. Zunächst bekommt der Verpflegungsfritze im Verpflegungsamt, wenn er es geschickt anfängt, so viele Verpflegungskarten, wie er nur haben will. Das Verpflegungsamt hat zwar sogenannte Verpflegungsstärkemeldungen. Diese beruhen aber auf den eigenen Angaben der Hundertschaften. Meine Meldung gebe ich z.B. selbst jeden Morgen um 7 Uhr telefonisch durch. Und dann ist die Sache ausserdem so, dass weder auf dem Schiff zu Mittag noch abends in der Turnhalle die Marken abverlangt werden, weil man sich dort nur nach den Stärkemeldungen richtet; ausserdem wechseln die Stärken sehr. Wenn man Abgänge hat, fragt niemand danach.

Es werden also ruhig mehr Dinge empfangen als nötig. Wer aber Zugänge hat, verlangt empört Nachlieferung von Marken, was natürlich bewilligt werden muss. Praktisch ist die Kontrolle ziemlich überflüssig. Man denkt sich die Verwendung der Marken so, dass jeder einzelne seine Marken in der Tasche hat und nur gegen Vorzeigung einer Marke von der Hundertschaftsverteilungsstelle sein Essen bekommt. Die zurückgegebenen Markenabschnitte müssen täglich gebündelt und getrennt nach Mittag und Abend abgeliefert werden. Angeblich, weil sich danach der genaue Bezug richtet. Ich habe aber nur einmal Marken unter die Mannschaften verteilt, um sofort herauszubekommen, dass das zwecklos und töricht ist. Zunächst verloren die meisten ihre Marken und wer sie noch hatte, lieferte eine völlig verdreckte oder zerrissene Marke ab. Und wer keine Marke mehr hatte, musste doch trotzdem zu essen bekommen. Ich kannte ja meine Leute auch ganz genau und wusste, wer dazu gehörte oder nicht. Die Marke hätte höchstens verhindern können, dass irgend ein Schweinehund doppelt empfangen wollte. Dagegen gab es aber ein einfaches Mittel, nämlich Listen, in denen man abstreichen konnte. Infolgedessen habe ich die Marken überhaupt sehr bald nicht mehr ausgeteilt, sondern lieferte sie genauso unbenutzt, wie ich sie bekam, nur in getrenntem Zustand, täglich wieder ab. Bei der Ablieferung in der Verpflegungsstelle am Markt machte ich mich weidlich lustig über diese Einrichtung und verhöhnte die Leute ganz offen, wobei ich mich an den verdutzten Gesichtern weidete, die dann doch davon zeugten, dass ich offenbar recht hatte. Ich erklärte den Leuten mehr als einmal, dass Lebensmittelmarken in der ganzen Welt nur dann Zweck haben, wenn man wirklich nur zu essen bekommt gegen Ablieferung einer Marke, also insbesondere beim Schiff und in der Turnhalle für die Kaltverpflegung.

Im Verpflegungsamt sassen eine Unmasse Mädels, die Büroarbeiten zu leisten hatten. Das waren meist die Bonzenlieblinge,

die nicht schanzen sollten und für andere Arbeiten geschont werden mussten. Diese waren in der Hauptsache dumm, kamen aber mit mir sehr gut aus. Aus diesem Rahmen heraus fielen nur 2 Personen. Erstens die Leiterin der örtlichen NSV,6) die ehrenamtlich mitarbeitete, ihr Amt furchtbar wichtig nahm, in jedem Satz Hitler erwähnte und ausserordentlich eifersüchtig ihre Befugnisse verteidigte, die aber offenbar gar nicht fest umrissen waren. Zweitens der Leiter der Verpflegungsstelle; er war ein Parteimann in Ordensburguniform, 30) der sehr wenig zu sehen war, weil er einer von den wenigen Menschen und Bonzen sein musste, die wirklich zu tun hatten. Er hiess Tschirner und war ein kleiner Reichsbankbeamter in Hirschberg. Noch auffallender war die Figur einer nicht mehr ganz jungen, aber ausserordentlich lebhaften und hochintelligenten, auch wohlgebildeten Geschäftsfrau aus Beuthen, die sich ebenfalls ehrenamtlich zur Verfügung gestellt hatte und alles andere war als Nationalsozialistin. Sie leitete den gesamten Betrieb der eigentlichen Verpflegungsstelle in der Turnhalle, in der ein verhältnismässig sehr grosses Lager an allen Dingen untergebracht war, die irgendwie mit Verpflegung zusammenhingen. Diese Frau Rosa Nerlich schien mir sehr bald kapiert zu haben, dass mein Hohn, von dem ich oben sprach, berechtigt war. Für mich war es besonders interessant, dass die Leute mich gar nicht näher kannten. Ich lief immer noch herum wie ein Bauarbeiter mit nackten Armen, ohne Hemd, nur mit Pullover und Hose bekleidet, ohne Kopfbedeckung, und kein Mensch ahnte in mir einen Rechtsanwalt, wenigstens lange Zeit.

Am heutigen 31. 8. sind wir nun glücklich 3 Wochen hier. Morgen "feiern" wir ausserdem den Beginn des 6. Kriegsjahres. Jeder bekommt 3 Biermarken und 6 Zigaretten extra, als wenn ein Grund zur Festfreude sei. Das 6. Kriegsjahr wird uns den Endsieg bringen, bloß anders, als die Nazis sich das denken. Die Verpflegung klappt. Ich habe natürlich immer etwas zu viel, ohne aber meine Intelligenz auf dem Gebiete zu unverschämt

auszunutzen. Ich habe ja auch den Leuten ganz offen gesagt, dass ich ständig etwas mehr empfange, als mir zusteht. Dafür haben es meine Leute natürlich wirklich gut, denn ich lege nicht etwa ein Vorratslager an, sondern gebe nur reichlich aus. Die Verluste beim Wiegen, durch Verpackungsmaterial usw. wurden dadurch ausgeglichen. Aber ich betreibe keinen Schwindel en gros. Gestern habe ich durch ein Versehen der Turnhalle 10 kg Speck zu viel erhalten. Das wurde mir aber erst beim Auswiegen klar, denn wir können beim Empfang gar nicht kontrollieren, was wir zu viel oder zu wenig bekommen. Gegen den Willen meiner Leute habe ich den Speck sofort abgeliefert und kam dadurch, nicht ganz ohne Absicht, in den Ruf eines ausserordentlich ehrlichen und gewissenhaften Menschen. So was war noch nie dagewesen, war völlig unnationalsozialistisch und machte mich in gewissem Sinne berühmt. Das merkte ich natürlich erst im Laufe der Zeit. Wir trinken jetzt zu vieren auf meiner Stube ab und zu Kaffee mit weissen Semmeln.²²⁾ Denn wir besorgen uns von zu Hause Weissbrotmarken.

1. 9. 1944. So langsam wird mir meine Dienstarbeit beinahe zu viel, weil ich alles alleine mache. Schreibstube und Verpflegungsempfang und Stubendienst ohne dauernde Hilfe ist beinahe nicht mehr gleichzeitig zu schaffen. Wenn ich nicht Fräulein Opitz hätte, die ich mir ab und zu pumpe, würde ich überhaupt nicht mehr fertig werden. Ich weiss nicht einmal so recht, ob sie eigentlich wirklich gern kommt, denn bequemer ist das Schanzen bei gutem Wetter ohne grosse Anstrengung mit viel Baden und recht viel Poussieren. Für mich ist ihr Besuch aber nicht nur eine Hilfe, sondern auch eine Augenweide. Die Art der Zuammenarbeit ist völlig anders als zu Hause im Büro. Sie ist ja nach wie vor meine Angestellte und bezieht von mir Gehalt, und doch muss ich hier noch schön tun, wenn sie für mich arbeiten soll, d.h. ich muss noch dankbar sein und ihrem Hundertschaftsführer für diesen Sklavenhandel Zigarren geben, sonst lässt er sie nicht fort. Auch war es bisher in Hirschberg nicht üblich, im Strandanzug zu arbeiten. Aber solche Rücksichten gibt es hier nicht und es ist erstaunlich, wie die Menschen sich näherkommen, wenn sie in gemeinsamer Zwangslage aufeinander angewiesen sind und sich deshalb gegenseitig gern helfen. Es ändert sich sogar das Wesen des einzelnen Menschen, denn ich fühle an mir, dass ich aufgeschlossener bin, und bedauere sogar schon, dass ich zu Hause nicht immer so war. Aber so etwas kommt ja meist zu spät.

Neuerdings muss ich mich auch um die eingehende und abgehende Post kümmern. Ich habe mir einen Kasten mit Postfächern machen lassen, sodass jede Kameradschaft ihre Post leicht und sicher findet. Auch auf der Poststelle des Abschnitts muss ich beim Sortieren helfen, denn dort sind noch längst nicht alle Namen genügend bekannt. Ich sorge auch peinlich dafür, dass alle Abkommandierten ihre Post bekommen. Ich habe ein grosses Brett vor der Eingangstür angebracht, auf dem jeden Tag angeschlagen wird, was es an Warmverpflegung gibt und wieviel Gramm an Kaltverpflegung auf jeden Einzelnen entfällt. Es kann also jeder einzelne Mann nachrechnen, ob er richtig verpflegt wird. Ich esse mittags meist vor, weil ich sonst mit der Arbeit nicht fertig werde. Sobald die Hundertschaft eingerückt ist, wird dauernd nach mir gefragt. Ich bin jedenfalls täglich mehr als 8 Stunden auf den Beinen. Schon mancher in der Hundertschaft hat eingesehen, dass er lieber draussen 8 Stunden schafft und sich dann zu Hause bedienen lässt. Aber trotz allem komme ich sogar noch immer zum Lesen. Zum 1. Mal in meinem Leben habe ich den 2. Teil von Faust ganz durchgelesen, und zwar mit Genuss. Jetzt lese ich Robinson. Das Buch habe ich irgendwo gefunden und will es Dieter zu Weihnachten schenken. Es gibt jetzt sogar auch eine Schanzerzeitung, die natürlich auch von Nationalsozialismus trieft. Um 17 Uhr war der übliche Parteifez auf dem Markt zur Feier des Beginns des 6. Kriegsjahres. Riesenfahnen, Musik und Rede des Kreisleiters, Dazu sämtliche Schanzer befohlen. Ich war aber nicht da. Dies Theater widert mich an und ich bin froh, dass ich den "deutschen Gruss" nicht öfter als unbedingt nötig erwidern muss. Wenn mich Privatleute auf der Strasse mit "Heil Hitler" grüssen, so antworte ich meistens mit "Prost".

Am 3. 9. gab es ein Gewitter. Die Temperatur ist merklich gefallen. Man munkelt darüber, dass die Mädels nach Hause geschickt werden sollen. Auch Männer sollen wenigstens ausgetauscht werden. Aus Hirschberg höre ich, dass man nun auch mein Büro schliessen will, was dafür spricht, dass man mich abgeschrieben hat und niemand mehr daran glaubt, dass ich jemals zurückkehre. So einfach werde ich mir das aber nicht gefallen lassen.

Soeben kommt die Nachricht durchs Radio, dass Finnland nicht mehr kann. Die blödsinnigen Bonzen¹²⁾ schreien Verrat. Mir kommt das nicht überraschend. Die kleinen Staaten haben Unerhörtes geleistet und sind eben jetzt am Ende ihrer Kräfte. Viele Hunde sind und bleiben des Hasen Tod. Es wird nicht bei Finnland bleiben. Es ist nur merkwürdig, dass keines dieser kleinen Völker Angst hat vor dem Schicksal, das ihnen nach Meinung der Nazis doch allen droht. Wer weiss, ob die Russen wirklich so sind, wie sie uns geschildert werden? Wer weiss, wie lange Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Schweden, Spanien oder Portugal noch an unserer Seite weiterkämpfen? Offiziell glauben wir ja immer noch an den totalen Sieg. Mit dem Verstande kann man sich den nicht mehr denken. Ich habe nicht mal mehr Hoffnung. Als ich mich in Hirschberg verabschiedete, brachte ich zum Ausdruck, dass wir uns überhaupt wohl niemals wiedersehen würden. Da glaubt die Geheime Staatspolizei immer, man meckere nur, weil man ein schlechter Deutscher sei. Niemand kann und wird wünschen, dass Deutschland den Krieg verliert, obgleich ich mir vorstelle, dass wir nach einem deutschen Siege vor jedem braun angestrichenen Briefkasten stramm stehen müssen, und ich bin sogar überzeugt davon,

dass sie die Mischlinge 2. Grades⁷⁾ im Falle eines Sieges verschwinden lassen werden. Wenn wir den Krieg verlieren, wird das ein Ende mit Schrecken geben. Es ist schon etwas daran, wenn das Volk singt: "Freut Euch des Krieges, denn der Frieden wird entsetzlich werden." Es hat jeder etwas zu verlieren, ich denke dabei an meinen Sohn. Aber es gibt immer noch Leute, die den Vogel Strauss besonders lieben. Deshalb braucht man nicht einmal Pessimist zu sein. Wenn Optimist derjenige ist, der trotzdem lacht, so gehöre ich dazu. Aber die Menschen sind Gott sei Dank sehr verschieden, schon wir vier auf unserer Stube unterscheiden uns sehr voneinander.

Der Hundertschaftsführer ist durchaus nicht der eiserne Mann, den sein Name bezeichnet. Er ist gutmütig und nett und krümmt und windet sich, wenn ich bei Tisch und bei jeder sonstigen Gelegenheit die Nazis mit beissendem Spott verhöhne. Seine Stellung wird ihm gar nicht leicht. Er fühlt sich dauernd verletzt und zurückgesetzt durch seine Vorgesetzten. Es gibt vornehmere Hundertschaften, z.B. Dr. Locker und Hoffmann, die angeblich alle besser behandelt werden als die Hundertschaft Eisermann. Nachts schnarcht er barbarisch. Wurst und Fleischreste hebt er so lange auf, bis sie schlecht sind. Er isst mit einem Instrument, das z.T. Gabel, z.T. Löffel ist, obgleich für ihn auch vernünftige Instrumente dieser Art geliefert werden könnten. Im Aussendienst hat er bei den Mädels den Ruf eines Grobians, ist es aber gar nicht. Er verlangte von mir, dass wir uns alle duzen. Dagegen hätte ich gar nichts, wenn es nicht so wäre, dass sich üblicherweise nur die Parteigenossen unter sich duzen. Ich habe ihn also nur ein paarmal geduzt, wenn ich ihn besonders fein aufziehen wollte. Wenn er mich aber duzte, dann habe ich ihn sogar in der 3. Person angeredet, bis er das Spiel aufgab und merkte, dass er sich bloß lächerlich machte. Er kriecht immer als Letzter von uns "in die Falle"31) und murkst vorher noch furchtbar lange herum. Er ist ausserordentlich diensteifrig, während wir anderen dickfellig sind.

Was ich ihm vorlege, unterschreibt er unbesehen, bis ich ihm vorschlage, dass ich einfacher selbst unterschreibe. Er ist mager, dass man alle Rippen zählen kann, und doch ganz gemütlich; seine Leute gehorchen ihm ganz willig. Angeschnauzt hat er noch keinen, weil er das offenbar gar nicht kann. Ab und zu bringt ihn meine Bierruhe aus dem Häuschen.

Herr Brunecker ist ein Mann wie aus Pomade.³²⁾ Ausserordentlich wohltuend ruhig. Er fasst als einziger mal zu, wenn ich mit dem Stubendienst mal nicht fertig werde. Über Nacht legt er sein Gebiss in einen unserer Trinkbecher. In deutscher Geschichte ist er ganz gut beschlagen. Er pflichtet mir ab und zu bei, wenn ich Tatsachen behaupte, die Herrn Eisermann politisch unmöglich erscheinen. Er hat einen ruhigen Humor, reißt sich kein Bein aus, versteht als einziger Fachmann wirklich etwas vom Schanzen und macht nichts aus seiner Person. Er ist alter Sekretär vom Landesflussbauamt in Hirschberg. Seine Tochter hat mir öfter Zigarren verkauft, und da ich sie immer grüssen lasse, schickt sie ab und zu für mich mit.

Fiedler, ein Pauker aus Hermsdorf,³³⁾ laboriert mit dem Bein und hat schon den Tatterich in den Händen, obgleich er so alt ist wie ich. Es lässt sich famos mit ihm scherzen. Er begreift die Witze schneller als die anderen und macht auch selbst welche. Wir unterhalten uns über Faust und Robinson.

Wir 4 sind wohl alle verschiedener Ansicht in politischer Beziehung. Eisermann ist 100 %, Brunecker 90 % und Fiedler 50 %. Heute waren wir alle vier im Kino, das natürlich gerammelt voll war. Ich sass eingeklemmt in engster Tuchfühlung zwischen zwei Mädels. Wir sahen "Kollege kommt gleich." Es handelte sich um den üblichen Liebesquatsch. Aber das Stück spielte z.T. in einem mir bekannten Hotel in der Schweiz am Fusse der Jungfrau. Das erweckte in mir wehmütige Erinnerungen und trübe Gedanken für die Zukunft. Fracks, Diners,

Toiletten, Glanz und die herrliche Schweizer Gegend werde ich wohl nie wieder zu sehen bekommen. Ich hatte mich hier schon so in die Stellung eines Halbsoldaten ohne Wünsche und ohne Sorgen eingelebt, dass ich mich schon für einen wunschlos glücklichen Menschen hielt. Das war aber wohl ein Irrtum.

Seit dem 6. 9. 1944 habe ich nun doch eine eigene Kameradschaft mit 15 Mann, für die ich auch noch speziell sorgen muss. Es handelt sich aber nur um Handwerker, die nicht schanzen. Es sollen noch Tischler hinzukommen. Sie müssen Baracken bauen für den Winter. Unser "kurzfristiger" Einsatz wird also recht langfristig werden. Aber es wird nicht ewig dauern. Die Engländer stehen schon vor Antwerpen. Fallschirmjäger sind in der Gegend von Neusalz³⁴⁾ angeblich abgesprungen. Das ist eine gute Veranlassung, die Bonzen jetzt mit Waffen auszurüsten. Heute habe ich mich mal wieder ausführlich mit Frau Nerlich über Mängel der Verpflegungseinrichtungen unterhalten. Ich demonstrierte ihr den Unsinn des Kartensystems bei uns. Sie sah meine Gründe ein, vielleicht wird sich etwas ändern.

Am 9. 9. waren wir wiedermal im Kino. Morgen verlassen uns Eisermann und Fiedler für eine Woche. Sie sind nach Militsch³⁵⁾ kommandiert zu einem SA-Ausbildungskursus.¹¹⁾ Ich muss auch mit einem solchen Kursus rechnen, aber in Neusalz,³⁴⁾ denn ich gehöre nicht zur Partei und soll deshalb durch die Wehrmacht für die Wehrmacht ausgebildet werden. Das ist mir ausserordentlich angenehm, denn ich würde mich mit Händen und Füssen gegen eine Ausbildung bei einer Parteistelle sträuben. Unsere Tischler arbeiten mit Hochdruck an Baracken und Bettstellen. Auf den Winter können wir uns also sicher einrichten. Ich bin schwer erkältet, denn es fehlen warme Sachen.

Am 12. 9. sind wir 1 Monat hier. Es werden jetzt viel Leute zur Wehrmacht eingezogen. Wir arbeiten täglich 10 Stunden und stehen immer noch um 5 Uhr auf. Die Leute haben immer noch

Sommersachen an, insbesondere die Mädels. Ab 9 Uhr wird es in der Stadt warm, in den Oderwäldern bleibt es aber länger frisch. Brunecker führt in Vertretung von Eisermann die Hundertschaft. Um endlich mal rauszukommen, habe ich mit ihm am Sonntag einen Spaziergang durch die Gräben gemacht bis Nenkersdorf. Die Arbeiten sehen sauber und ordentlich aus. Ich kann mich aber nicht des Gedankens erwehren, dass es sich um Kinderspielzeug handelt und dass die Russen im Ernstfall gar nicht von vorne, sondern von hinten kommen. Da die Leute ohne warmes Essen nicht 10 Stunden draussen bleiben können, bekommen sie jetzt vormittags eine warme Suppe in die Stellungen gefahren.

Am 14. 9. hatten wir, Brunecker und ich, Besuch. Eine junge Dame wollte juristischen Rat von mir haben und wir erledigten das nach dem Abendessen bei einem Glase Wein, denn ich hatte 10 Flaschen von zu Hause bekommen. Wir haben immer noch keinen Fliegeralarm gehabt, aber Hirschberg soll kürzlich von 36 Bombern mittags überflogen worden sein.

Am 15. 9. wird plötzlich bekanntgegeben, dass ca. 300 Mann entlassen werden sollen gegen 700 Mann Ersatz. Jede Hundertschaft hat Entlassungsvorschläge einzureichen. In erster Linie Kranke und Leute aus kriegswichtigen Betrieben. Ich schlage 17 Mann für unsere Hundertschaft vor. Es gibt viel Arbeit mit der Abwicklung. Heute bekomme ich auch meine Kommandierung nach Neusalz³⁴⁾ zu einer 8-tägigen militärischen Einberufung. Endlich habe ich auch eine Unterhose und eine warme Hose bekommen. Die Russen stehen in Warschau, die Engländer in Aachen und wir gehen ins Kino.

16. 9. Die 300 Mann sind nicht entlassen worden, das war offenbar alles Bluff. Alle 300 Mann standen mit Gepäck auf dem Markt. Der Abschnittsleiter hielt eine Rede und erklärte, es sei ihm eben gemeldet worden, dass der Ersatz gar nicht komme

und die Leute daher dableiben müssten. Das gab ein ziemliches Murren und ich hatte sehr viel Arbeit unnützlicherweise geleistet. Nur die wirklich Kranken sollten fahren dürfen. Da sich aber alle krank meldeten, blieben alle da einschliesslich der wirklich Kranken, die ins Revier¹³⁾ mussten. Die Enttäuschung war allerseits sehr gross. Abends begruben wir unseren Ärger mit einer Flasche Wein und jetzt muss ich packen, denn morgen geht es nach Neusalz, wo ich mich um 17 Uhr zu melden habe. Wir sollen in einer Woche in sämtlichen Waffengattungen ausgebildet werden. Auch davon halte ich nicht viel, da wir meist zu alt sind, Waffen fehlen und die Russen schneller kommen werden als wir an die Front.

17. 9. Zu mehreren sind wir also heute Nachmittag nach Neusalz gefahren. Dort hatten wir uns in der Oberschule zu melden. Wir waren ziemlich die Ersten. In einer grossen Turnhalle stehen 200 Doppelbettstellen mit Strohsäcken. Es gibt wenig Tische, nicht sehr viel Sitzgelegenheit und keinerlei Schränke. Da ich sehr zeitig da bin, kann ich mir aussuchen, wo ich schlafen will. Allmählich treffen die anderen ein. Durch irgendwelchen Zufall werde ich auch hier sofort wieder beschäftigt. Ich sitze in der Sportgerätestube und schreibe Listen, denn jeder Einzelne erhält hier sofort 2 wollene Decken, 1 Kombinationsanzug und 1 Mütze. Die Leute sind hier zusammengezogen aus den Kreisen Hoyerswerda, Hirschberg und Waldenburg. Wir werden in Hundertschaften eingeteilt. Es handelt sich um den 2. Kursus dieser Art, mehr Kurse sollen nicht durchgeführt werden. Wir sollen als frühere Offiziere oder mindestens alte gediente Unteroffiziere mit den neuesten militärischen Gewohnheiten vertraut gemacht werden, um dann unsererseits weiter ausbilden zu können. Vielleicht komme ich auf diese Art aus dem Unternehmen Bartold heraus. Jedenfalls merkt man hier, dass ein völlig anderer Wind weht. Wir sind keine Parteiorganisation, sondern "nur" ein Teil der Wehrmacht. Das sieht man schon daran, dass alle Uniformträger zu anderen Kursen kommandiert worden sind. Es herrscht hier auch ein ganz anderer Ton. Unsere Ausbilder sind ehemalige Unteroffiziere, die den Krieg mitgemacht haben, verwundet wurden und jetzt in der Industrie arbeiten. Sie sind alle besonders zu diesem Kursus eingesetzt worden und tragen alle Anzüge wie wir. Der Leiter des Kursus ist ein Oberstleutnant, der für jeden Kreis eine Kompagnie aufstellt und für jede Kompagnie einen Hauptmann als Kompagnieführer zur Seite hat.

Am 18. 9. haben wir den ersten Tag hinter uns. Es ist jetzt 20 Uhr, die Turnhalle ist fast völlig leer, fast alle sind in der Stadt, denn wir haben Ausgang bis 22 Uhr. Vier grosse Deckenlampen beleuchten den sehr grossen Raum nur sehr ungenügend. Ich soll in der Nacht mordsmässig geschnarcht haben, wie mir mein Nebenmann erzählt. Die Luft ist sehr trocken. Ich soll ihm ausserdem mit dem Ellenbogen ins Gesicht gefahren sein. Um 5,30 Uhr wurden wir durch das Klingeln der Schulglocke geweckt. Allerdings klingelte es auch schon um 4,30 Uhr. Das bezog sich aber nur auf die Schanzer, die in derselben Schule liegen, denn in Neusalz liegt natürlich auch Bartold. Wir wuschen uns auf dem Schulhof in grossen Riesentraufen mit fliessendem Wasser. Dort wird rasiert, gewaschen, Geschirr gereinigt etc. Um 6,10 Uhr gibt es Kaffee, den sich natürlich jeder selbst holen muss. Um 6,45 Uhr war Antreten. Nach Einteilung der Kompagnien und Gruppen hielt der Oberstleutnant eine Ansprache. Jede Gruppe erhielt einen Ausbilder als Gruppenführer. Wir wurden aufgeschrieben und es ging los mit der Ausbildung. Dabei fingen wir ganz von vorne an. Grundhaltung, rechts um, links um, kehrt, hinlegen, grüssen usw. Jede halbe Stunde galt aber so viel wie 7 Wochen Ausbildung im Frieden. Sehr schnell gingen wir zum Gruppenexerzieren über. Noch erstaunlicher war, dass schon am ersten Tage ständig Leute herausgezogen wurden, die selbst das Kommando übernehmen mussten. Aber die Pädagogik ist schlecht. Es wird viel zu schnell angenommen, dass wir schon alles können. Manche von uns haben ja diesen Krieg schon z.T. mitgemacht und können es wirklich schon, z.T. sogar besser als die Ausbilder. Die Mehrzahl aber begreift nur sehr langsam. Für mich ist alles völlig neu. Wir hören aber sehr bald, dass bei dem ersten Lehrgang sogar ein Generalleutnant ausgebildet wurde, der sich fabelhaft eingefügt haben soll. Abends habe ich jedenfalls so gut wie nichts kapiert. Mir schwirrt der Kopf. Ich halte mich deshalb krampfhaft an meinen Vordermann, einen Stadtinspektor aus Hirschberg, der den Polenfeldzug als Hauptmann mitgemacht hatte. Einige von uns bekommen ein paar uralte italienische Gewehre in die Hand. Mittags waren 2 Stunden Pause. Das Essen ist gut und reichlich. Überhaupt werden wir nicht überanstrengt. Es gibt ständig Pinkel- und Rauchpausen. Mich stört die heisse Mütze, weil ich Kopfbedeckung nicht mehr gewohnt bin.

Nachmittags zieht die 5. Kompagnie geschlossen durch die Stadt auf die Oderwiesen. Dort wurde das leichte MG³⁶⁾ vorgeführt, dutzendmal auseinandergenommen und zusammengesetzt. Es ist also immer noch dasselbe Lied, dass wir in Deutschland mehr Wert legen auf die Kenntnis der Zusammensetzung einer Waffe als auf die Kunst des Schiessens. Ich glaube nicht, dass jeder Russen-Soldat seine MPi. von innen kennt, aber schiessen kann jeder Russe damit. Auf dem Marsch durch die Stadt sollte gesungen werden, aber das klappt nur sehr schlecht bei uns alten Leuten. Wir überlegen uns, wann und wo wir später ausbilden sollen. Wenn es wirklich ernst wird, werden wir auch wohl ohne "deutschen Gruss" auskommen, aber ohne Waffen wird es nicht gehen, und die fehlen eben gerade. Auch auf gute Wendungen dürfte es nicht mehr ankommen. Viel wichtiger wird sein, ob überhaupt noch jemand dableibt, ohne zu türmen. Im Übrigen wissen die z.T. noch sehr jungen Ausbilder sehr wohl, wen sie vor sich haben, nämlich alte Leute und Offiziere. Es wird in keiner Weise getriezt, die Zusammenarbeit ist gut und die Kameradschaft grossartig. Mir gefällt es also auch hier, aber ich habe Angst davor, dass man auch mich eines Tages vor die Front stellt, denn ich habe keine Lust, mich zu blamieren. In 12 Stunden kann man eben nicht die Ausbildung von Monaten fassen. Wenn ich die neuen Kommandos schon gelernt hätte, ginge es sogar. Man scheint nämlich den grössten Wert darauf zu legen, dass wir überhaupt Kommandostimme haben.

Um 18 Uhr waren wir wieder im Quartier. Die Turnhalle ist eng und dreckig. Wir haben keinen Platz für Kleidung, Geschirr und Essen. Wir sitzen an wenigen niedrigen Schulbänken. Nur Stubendienst brauchen wir nicht zu machen, denn während unseres Dienstes wird die Halle von Mädchen ausgefegt. Sogar ehrlich sind sie, denn es liegt bei uns alles offen rum. Ich rasiere mich abends. Zum Besuch der Stadt und der Lokale habe ich keine Lust, sondern gehe früh zu Bett oder setze mich mit dem Hirschberger Hauptmann zusammen und lerne das Exerzieren mit Streichhölzern. Erstaunlicherweise finden sich nach kurzer Zeit eine Unmasse von Kiebitzen, was mich tröstet, denn ich sehe daraus, dass andere auch nicht mehr kapiert haben als ich. So langsam dämmern mir die Begriffe Marschordnung, Reihe und Linie.

Am 19. 9. marschieren wir schon vormittags durch die Stadt auf die Oderwiesen. Wir übten Schützenreihe, jede Kompagnie unter Kontrolle ihres Hauptmanns, und Schützenkette, Hinlegen, Laufen usw. Alles ging sehr gemütlich mit häufigen Pausen. Wir qualmen entsetzlich viel, denn jeder bekommt pro Tag 24 Zigaretten. Einmal gab es eine Geländebesprechung, bei der man sich wieder wunderbar ausruhen konnte. Vordermann musste beschreiben, was er im Gelände in einem bestimmten Abschnitt vor sich sehe. Dabei behauptete er, am Horizont scheinbar einen Wald zu sehen. Das nahm ich zur Gelegenheit, einen kleinen Vortrag über Schwierigkeiten der deutschen Sprache und über den Unterschied zwischen "scheinbar" und "anscheinend" zu halten. Es war also plötzlich so, dass ich die

Instruktionsstunde abhielt. Das kam auch äusserlich dadurch zum Ausdruck, dass alle Männer mich umringten. Dabei überraschte uns unser Hauptmann, wurde natürlich auf mich aufmerksam, fragte nach Beruf und früherer militärischer Stellung und ich war plötzlich notiert. Die Folgen konnte ich mir ja denken. Um 12 Uhr hiess es: "Übernehmen Sie den Zug und führen Sie ihn auf den Oderdamm". Dank dem Streicholzunterricht ging das auch ganz gut. Der 2. und 3. Zug stellte sich dann hinter uns und es konnte natürlich gar nicht ausbleiben, dass ich alle drei Züge, also die ganze Kompagnie, durch die Stadt nach Hause führen musste. Jetzt merkte man, wie gut es ist, wenn man eine Bärenstimme hat und sich nicht davor fürchtet. Ich brüllte wie ein Stier und errang mir allein dadurch später die Oualifikation zum Bataillonsführer. Zunächst kam mir das noch etwas komisch vor, ohne Vordermann, aber unsere Ausbilder marschierten im 1. Zuge als 1. Glied und soufflierten, wo es nötig war. Das war das beste Zeichen für den Geist, in dem wir alle dort zusammen waren. Schliesslich baute ich die Kompagnie mit ein paar zackigen Monumentalkommandos auf dem Schulhof in langer Front auf, kommandierte: "Die Augen links," trat auf den Hauptmann zu, blieb 6 Schritt vor ihm wie ein Baum stehen, hob die rechte Rand zum "deutschen Gruss" und meldete: "Die Kompagnie befehlsgemäss nach Hause geführt." Das war ein Mordserfolg. Bei der Gelegenheit merkte ich so richtig, was für ein Blödsinn das ist, wenn man als Soldat, statt die Hand an die Mütze zu legen, wie es die ganze Welt tut, den verfluchten Hitlergruss ausführen muss. Aber auch dabei kann man die Nazis verhöhnen, ohne dass sie es merken. Meine rechte Hand ist gelähmt. Ich kann nur Zeigefinger und Mittelfinger ausstrecken. Mein deutscher Gruss sieht also immerhin etwas komisch aus, namentlich für den, der die Lähmung meiner Hand nicht kennt. Hoffen wir, dass es nicht bis zum 20. Juli 1945 dauert, bis der Deutsche Gruss wieder abgeschafft ist. Nach dem Dienst ging ich diesmal doch mit in die Stadt, wo es wunderbares Bier in einem Hotel gab. Um Punkt 10 Uhr wird das Licht ausgedreht und jede Unterhaltung verboten. Ohne eine solche energische Massnahme ist ein Massenquartier nämlich fast unerträglich.

Am 20. 9. wurde ich wiederholt vor die Front gestellt. Ich kann jetzt schon etwas und deshalb macht es mir jetzt auch mehr Spass. Ich betrachte das ganze mehr als Spielerei, denn den Militarismus liebe ich nicht. Selbst wenn wir alten Knöppe singend durch die Stadt ziehen, gucken die Mädchen schon morgens um 7 Uhr aus den Fenstern. Heute wurden uns Panzerfaust und Panzerschreck vorgeführt. Es wurden auch Handgranaten geworfen. Wir bekommen auch Grabenausbildung in den Bartoldgräben. Wir werden nach wie vor gut und verständnisvoll behandelt. Es ist eben völlig anders als bei der Parteiarmee. Der Dreck wächst immer mehr. Meine Unterhose ist schwarz. Viele sprechen schon von der Heimfahrt. Das interessiert uns Bartold-Männer aber nicht, weil wir ja doch nicht nach Hause kommen. Das Wetter ist nach wie vor trocken und schön. Man könnte beinahe sagen: "Es ist eine Lust, Soldat zu sein". Aber nachdenkliche Menschen versprechen sich nichts von unserer Ausbildung. Der Russe wird nächstens die Weichsel in breiter Front überschreiten und dann sind wir rettungslos erledigt. Aber noch haben wir Humor und guten Willen. Was könnten wir unsere Ausbilder ärgern, wenn sie uns zwiebelten. Aber davon ist auch gar keine Rede. Heute ist aber bei einer Felddienstübung tatsächlich einer zusammengeklappt. Der Oberstleutnant hatte persönlich die Aufsicht. Ich wurde tatsächlich zum Bataillonsführer vorgeschlagen. Aber viele haben gar keinen grossen Ehrgeiz. Auch ich habe gar keine Lust, Infanteriesoldat zu sein.

Heute am 22. 9. sind wir den ganzen Tag auf dem Schießstand zum Karabinerschiessen.³⁷⁾ Ich habe nicht mitgeschossen, weil ich das mit meiner Hand nicht kann. Man soll auch nirgends zu gut abschneiden. Im Übrigen haben sämtliche Leute alle Bedin-

gungen erfüllt. Vormittags gab es leichten Regen und bei dem langen Warten habe ich mich etwas erkältet und Kopfschmerzen.

Am 23. 9. wurden wieder Handgranaten geworfen und mit Panzerfaust geschossen. Während die anderen schiessen, faulenzt man rum. Anschliessend wurden uns die fertig faschinierten Bartold-Gräben im Hafen gezeigt. Heute ist der letzte Tag. Zum letzten Mal muss jemand von uns die Kompagnie nach Hause führen. Diese Ehre wird mir zuteil, weil ich am meisten brüllen kann. Während des Essens gibt es zum ersten Mal Fliegeralarm. Aber die Flieger waren doch weiter weg. Immerhin hörten wir die Abwürfe. Dann wurden Decken und Uniformen abgegeben. Mit Herrn Schulz ging ich nach dem Essen in ein Hotel, um wieder mal in der Form anständig zu essen, insbesondere etwas Gebratenes. Dann kauften wir uns noch Brötchen und Käse und wunderten uns, was man alles vertilgen kann. Nachmittags ist dienstfrei. Abends soll ein Kameradschaftsabend steigen. Nachmittags legte ich mich etwas hin. Das heisst ich kam nur bis auf meine Bettstelle, dann krachte diese mit Donnergepolter zusammen und ich lag eine Etage tiefer. Gott sei Dank hatte gerade niemand unter mir gelegen. Es gab ein Riesenhallo in der Turnhalle. Um 18,30 Uhr rückten wir geschlossen in Zivil durch die Stadt und trafen Punkt 19 Uhr bei den sogenannten Reichshallen, einem grossen Gemeinschaftsraum eines Industriewerkes, ein.

In einem Riesensaal standen unzählige Tische. Vor jedem Stuhl ein Teller mit Heringssalat. In 5 Minuten sassen alle drei Hundertschaften vor einem Teller. Nach Ablauf von 10 Minuten hatte jeder Mann ein Stück Wurst auf dem Teller und 1 Glas Bier auf dem Tisch. Sämtliche Offiziere mit Damen waren anwesend. Die Bedienung wurde durch unsere Reinemachemädchen besorgt. Der Oberstleutnant hielt eine kurze Ansprache. Trotz Verbotes musste natürlich der Nazilandrat von Frey-

stadt³⁸⁾ eine Dankesrede halten. Auf der Bühne konzertierte das grosse Orchester der Breslauer Oper. Einzelne Opernsänger und Sängerinnen führen uns Schlager und Opernarien vor. Während der Pause kommt ein Mann aus der 2. Hundertschaft auf die Idee, von der Bühne aus etwas vorzutragen, obgleich auch das aus guten Gründen verboten ist. Er behandelte das Thema "Latrine". Er tat das so geistlos und platt und ging so in Details, dass ein Offizier ihn daran erinnern musste, dass auch Damen im Saal wären. Das genügte Gott sei Dank, um den Vortrag abzubrechen. Mancher Landser war allerdings darüber empört, und zwar unter dem Gesichtspunkt, dass diese Latrine so mangelhaft angelegt ist, dass die Damen das, was sie hier hören sollten, doch täglich längst gesehen hatten. Es wurde jetzt überhaupt etwas gemischter. Es gab Schnaps und Sekt. Die Mädchen mischten sich unter die Soldaten. Auch die Hauptleute gingen zu ihren Kompagnien. Der Alkohol wirkte immer mehr. Es gab auch zu rauchen. Ich hatte aber um 24 Uhr genug und verliess mit Herrn Schulz das Lokal, wobei wir den Grafen Matuschka mitnahmen, der wohl allein nicht mehr nach Hause gefunden hätte.

Am 24. 9. fuhr ich mit den wenigen Beuthener Schanzern, die mit mir zusammen hierher kommandiert waren, vormittags um 9,23 Uhr wieder zurück nach Beuthen. Hier gab es keinen grossen Empfang. Es wurde sogar trotz Sonntag gearbeitet. Ich begrüsste meine Stubenkameraden und wir tauschten unsere Neusalzer und Militscher³⁵⁾ Erlebnisse aus. Offenbar ist mancher froh, dass ich die Zügel wieder hier in die Hand nehme. Unsere Schaffnerin, Frau Simon, streichelte mir sogar die Backe, so kann es also hier wieder weitergehen.

Am 29. 9. bin ich wieder mal mit Brunecker allein. Eisermann und Fiedler haben Urlaub. Es gibt nämlich jetzt Urlaub. Anfangs hatte man uns doch damit dumm machen wollen, dass es hiess, es gäbe keinen Urlaub, weil der Einsatz viel zu kurz sei.

Andererseits sei der Einsatz eben nur kurz, was man daran sehen könne, dass es keinen Urlaub gibt. Dafür wird aber jetzt sonntags gearbeitet. Das geschieht deshalb, weil jetzt auch die Leute zum Schanzen gezwungen werden, die nicht bei Bartold, sondern zu Hause geblieben sind. Solche Leute müssen jetzt ganz früh aufstehen und werden dann z.T. zu Fuss erst an die Gräben herangeführt. So geht es z.B. auch den Hirschbergern. Bei schlechtem Wetter ist das gar kein Vergnügen und strengt mehr an, als wenn man Dauerschanzer ist. Ausserdem ist die Organisation mangelhaft, denn vielfach stehen die Leute rum, treten sich gegenseitig auf die Füsse, haben kein Werkzeug oder bekommen keine Anweisungen. Ausserdem müssen sie sich selbst verpflegen und bekommen höchstens eine Suppe und ein paar Zigaretten. Der Einsatz lohnt sich überhaupt nicht, denn der Anmarsch- und der Abmarschweg ist so lang, dass er die meiste Zeit in Anspruch nimmt. Die Hirschberger müssen z.B. um 4 Uhr früh aufstehen und sind erst um 11 Uhr abends wieder zu Haus, wobei sie dann vielleicht 5 Stunden geschanzt haben.

Ich habe jetzt zunächst für unsere Stube sorgen müssen. In der Woche, in der ich nicht da war, sind alle Vorräte verschwunden. Der richtige Einkauf ist eben doch nicht so einfach. Es gab auch wieder viel Schreibarbeiten mit Fräulein Opitz. Ich muss jetzt auch alle Quartiere durchgehen, um sie winterfest zu machen; manche Quartiere haben schon Bettstellen. Dann muss man sich auch um Leute kümmern, die wirklich nicht einfach zu behandeln sind. Wir haben da einen schwachsinnigen jungen Mann, der sich nie wäscht und, wo er steht und geht, sich in die Hosen macht. Niemand kann es in seiner Nähe aushalten und für solchen Menschen soll man nun Quartier machen.

Gestern war ich mit Brunecker zusammen in Carolath. Herrlicher Spaziergang auf 5 km langer Teerstrasse. Nach einem Kaffeetrunk in einer Kneipe besichtigten wir das Schloss, das auf einem Hügel unmittelbar über der Oder liegt. Herrlicher Blick über die Riesen-Oderwälder. Wir liessen uns übersetzen und gingen an unseren Stellungen entlang bis nach Beuthen zurück. Das ganze linke Oderufer ist schon mit Stacheldraht versehen. Sogar die 2. Stellung ist schon fast fertig. Die Leistungen zwingen zur Anerkennung, zumal es sich doch überall um ungelernte Kräfte handelt. Aber was soll werden, wenn der Russe nicht auf der anderen, sondern auf dieser Seite der Oder liegt? Nach dem Abendessen tranken wir im "Löwen" noch ein Glas Bier. Dort fand sich auch der Hirschberger Finanzamtsangestellte Hoffmann ein, der in der Turnhalle die Ausgabe der Lebensmittel unter sich hat und das ganz famos, geschickt, schnell, reibungslos und energisch besorgt. Heute hörten wir, dass er zur Wehrmacht muss und für ihn Ersatz geschaffen werden muss. Das wird sehr schwer sein. Ich wusste schon von diesem Fall. Merkwürdigerweise hatte man nämlich so hinten rum durch die Mädels des Verpflegungsamts mich sondieren lassen, ob ich nicht diesen Posten übernehmen wolle. Das habe ich aber dankend abgelehnt.

Am l. 10. machte uns das Fabrikbüropersonal einen Riesenpudding, denn wir hatten Puddingpulver, Zucker und Mehl empfangen und auch Magermilch aufgetrieben. Dafür musste ich mich erkenntlich zeigen mit 4 Kinokarten, für Brunecker und mich, das Büromädchen und Fräulein Opitz. Diese muss ja auch mal ein Pflaster kriegen, denn sie tut ja den Dienst bei mir freiwillig. Der Film hiess "Tonelli" und enthielt eine ganz interessante Gerichtsszene. Nach dem Kino kamen wir alle 4 in unserer Stube zusammen. Es gab zu rauchen, 2 Flaschen Mosel, Schnaps, Äpfel und Tomaten. Es war so gemütlich, dass wir sehr erstaunt waren, als die Mitternacht bereits überschritten war. Das "Fest" erhielt einen etwas jähen Abschluss dadurch, dass die ältere Schwester der Bürodame plötzlich erschien, sehr empört tat und die beiden Mädchen kurzerhand mitnahm.

Der Papierkrieg wird immer schlimmer. Unser Quartier wird bereits geheizt, mittags sind es allerdings noch 21 Grad Wärme. Wir sind alle vielfach erkältet. Wir empfangen die merkwürdigsten Dinge, sogar massenhaft Fliegenfänger, wo die Fliegen jetzt allmählich absterben. Die Urlauber bekommen jetzt sogar Urlauberlebensmittelkarten mit, neben dem Urlaubsschein. Sie erhalten auch Freifahrtscheine. Das Küchenschiff verlässt endlich Beuthen. Es sind drei grosse Küchen mit 6 Riesenkesseln zu je 300 l in Beuthen eingerichtet worden. Unser Ersatz wird immer schlechter. Die Leute kommen völlig krank an. Bekommen hier Schwerarbeiteressen und tun nichts. Das Arbeitsamt in Hirschberg nimmt darauf keine Rücksicht, weil die Statistik die Hauptsache ist. Die Verpflegung unserer Hundertschaft ist jetzt wieder reichlich, weil ich wieder eingearbeitet bin. Ich kenne denn doch die Lücken des Verpflegungssystems trotz der Markenwirtschaft zu genau.

Am 5. 10. wird trotz Sonntag wieder mal gearbeitet. Auch die Beuthener Bevölkerung muss jetzt schanzen, wird aber nicht etwa bei uns eingesetzt, sondern erst mal nach Glogau4) geschafft, damit die Bahn nicht zu sehr überlastet wird. Ich hatte schon erwähnt, dass man mir den Posten der Lebensmittelausgabe in der Turnhalle angeboten hatte. Gelegentlich der Beschaffung neuer Essenkarten und der täglichen Stärkemeldung hatte ich das Personal im Büro des Verpflegungsamtes ganz gut kennen gelernt. Wir hatten uns viel über die Lücken des Verpflegungssystems unterhalten; wir sprachen auch darüber, dass ich den Posten als Vorstand des Lebensmittellagers abgelehnt hatte. Ich begründete diese Ablehnung scherzweise damit, dass man mir schon etwas Besseres anbieten müsse. In Wirklichkeit traute ich mir den Posten gar nicht zu, denn dazu gehören schliesslich Fachkenntnisse, und Hoffmann hatte bei der Wehrmacht schon einen ähnlichen Posten früher bekleidet. Die Mädels nahmen aber meine Äusserung ernst und teilten mir mit, dass der Leiter des Verpflegungsamts seinen Dienst nicht

allein bewältigen könne. Er suche deshalb nach einem Vertreter und Adjutanten.²⁰⁾ Die Mädels meinten, meines Erachtens im Scherz, dass ich mich doch zu diesem Posten eignen könne. Es handelte sich um eine Privatunterhaltung und deshalb erklärte ich, dass ich mich nie sträuben würde, eine Aufgabe zu übernehmen, die wirklich mit Verantwortung verbunden sei und ausserdem mit dem eigentlichen Schanzen nichts zu tun habe, sondern lediglich der Wohlfahrt der Schanzer diene. Diese Unterhaltung hatte ich längst vergessen, als ich in unserem Quartier nachmittags plötzlich an das Telefon gerufen wurde, weil mich der Leiter des Verpflegungsamts, Herr Tschirner, ein Reichsbankangestellter aus Hirschberg, sprechen wollte. Zu meinem grössten Erstaunen kam er auf mein Gespräch mit den Mädels zurück und fragte, ob ich sein Vertreter und Mitarbeiter werden wolle. Es gäbe dabei zwar ausreichend zu tun und das Leben sei dann nicht mehr so bequem wie in der Hundertschaft, aber ich sei ja bereit, Verantwortung zu übernehmen. Obgleich ich auf dieses ernst zu nehmende Angebot nicht vorbereitet war, erklärte ich sofort, das komme gar nicht in Frage, und zwar schon deshalb, weil ich nicht in der Partei sei und es auch ablehnen müsse, andere als rein sachliche Zweckmässigkeitserwägungen bei der Ausübung eines solchen Amtes in den Vordergrund zu stellen, und zwar auch dann, wenn sie mit den Parteigrundsätzen nicht in Einklang zu bringen seien. Unglaublicherweise erklärte Herr Tschirner, das könne er durchaus verstehen, gerade deshalb sei er auf meine Person verfallen und ich solle mich der Aufgabe nicht entziehen. Ich entschloß mich also, das Amt zu übernehmen, verlangte aber offizielle Bestätigung durch den Abschnittsleiter. Das wurde zugesagt. Abends war ich in der sogenannten Führerbesprechung und erfuhr dort schon meine Kommandierung zum Verpflegungs- und Quartieramt. Es konnte also niemand glauben, dass ich mich dort irgendwie eingeschlichen hätte. Herr Tschirner kannte meine politische Einstellung, seine Frau ist mit meiner Frau zusammen in die Schule gegangen. Der Abschnittsleiter Haelbig kannte

mich ganz genau als Schwiegersohn des demokratischen Justizrats, Reichstagsabgeordneten und Nationalversammlungsabgeordneten Dr. Ablaß. Ich hatte sogar mal gerichtliche Differenzen mit ihm gelegentlich eines Prozesses, bei dem es sich um die Tugend seiner Frau handelte. Damals habe ich, wie ich es immer mir wenigstens vornehme, die Angelegenheit taktvoll erledigt, und das hatte er wahrscheinlich nicht vergessen.

Das Verpflegungsamt ist verantwortlich für die gesamte Verpflegung aller Schanzer des Abschnitts, also für etwa 3000 Menschen, die nicht nur in der Stadt Beuthen, sondern auch ringsherum in den Dörfern liegen. Ihm unterstehen auch das Quartieramt, das Materiallager für Bekleidung, Ausrüstung, Rauchwaren usw. und insbesondere das Riesenverpflegungslager in der Turnhalle. Das Verpflegungsamt hat ein eigenes Büro mit Telefon in den Räumen eines Rechtskonsulenten³⁹⁾ am Markt. Das Verpflegungsamt wird vielfach auch einfach mit "NSV"6) bezeichnet; eigentlich hat es mit NSV wenig zu tun. Ehe nämlich die Schanzer überhaupt eingetroffen waren und ehe die notwendige Organisation geschaffen war, hatte die örtliche NSV die vorläufige Betreuung übernommen. Dann wurde das anders und es blieb nur die örtliche NSV-Leiterin, Frau Fröhlich, in losem Zusammenhang mit dem Verpflegungsamt. Sie war so etwas wie Büroleiterin mit Sonderaufgaben, die sich insbesondere auf die Bezahlung von Rechnungen bezogen, denn alle Ausgaben wurden durch die örtliche NSV-Stelle geleitet.

Herr Tschirner ging also mit mir zunächst durch alle Dienststellen, um mich vorzustellen und einzuweihen. Meine Aufgaben und Aufträge stellen sich dabei ganz von selbst ein. So fährt z.B. das Verpflegungsschiff nächstens nach Breslau. Dabei werden die Wasserleitungen zum Schiffe frei. Ich hatte also mit dem Wasserwerk über die Anlegung von Zapfstellen für unsere 6 Kessel in den 3 Kochstellen zu verhandeln. Ein unbenutztes

Auto musste irgendwo anders untergebracht werden. Das Gewicht der mit der Bahn eingetroffenen Brote musste stichprobenweise festgestellt werden. Ausserdem soll ich vorläufig meinen Dienst als Verpflegungsfritze der Hundertschaft weiter versehen. Es gab auch gleich juristische Dinge zu besprechen, denn der Fleischer Hoffmann in Beuthen, der die gesamte Lieferung für Bartold übernommen hatte, arbeitet offenbar unreell. Er liefert schlechte Ware und nimmt erhöhte Preise. Niemand aber will ihm an den Kragen, weil er uralter Pg.40) ist, sein Betrieb als Musterbetrieb ausgezeichnet wurde und weil unser Kreisleiter und Abschnittsleiter zu ihm Beziehungen unterhalten, die sehr eng sind. Auch Herr Locker setzt sich für ihn ein, weil er bei ihm wohnt. Am Schiff befand sich eine grosse Kartoffelschälbaracke, die jetzt neben die Hauptküche versetzt werden muss. Ich muss deshalb mit allen möglichen Handwerkern verhandeln

Ich höre jetzt auch mehr Dinge als früher, weil ich natürlich mit sehr vielen Menschen zusammenkomme, insbesondere auch mit allen Hundertschaftsführern. Darunter gibt es bornierte Uniformträger und anständig denkende Muss-Pgs.⁴⁰⁾ So z.B. den Studienrat Dr. Scholz, der sich sehr offen über die vielfach völlig verkehrte Behandlung der Ausländer mit mir unterhält. Es gab neulich eine Keilerei zwischen Flamen und Deutschen, bei der die Deutschen mindestens mitschuldig waren. Natürlich sollen aber nur die Flamen vor das Sondergericht kommen. Leider kann ich sie nicht verteidigen. Die meisten Flamen kennen mich ja schon aus Hirschberg. Sie sind häufig freiwillig nach Deutschland gekommen, weil man ihnen die grössten Versprechungen gemacht hat. Sie würden in Deutschland als Blutsbrüder behandelt und sollten völlige Gleichberechtigung haben. Jetzt behandelt man sie als feindliche Ausländer, mindestens mit sehr grossem Misstrauen. Sie können doch aber nichts dafür, dass die Engländer jetzt schon in Belgien stehen. Viele Flamen sind in den Küchen beschäftigt. Dort komme ich viel mit ihnen zusammen und fand sie willig und fleissig. Ähnliches kann ich auch von den Polen und Tschechen behaupten. Es kommt nur immer darauf an, wie man sie behandelt. Bei den Führerbesprechungen erfahre ich auch mehr als früher über den Fortschritt der Arbeiten und über die tägliche Arbeitsleistung. So hat der Abschnitt bis heute z.B. bewältigt: 360 m Grabenlänge, 160 m Drahthindernis, 2800 Faschinen²⁸⁾ und 125 cbm. Erdbewegung.

Am 8. 10. erfahren wir, dass es jetzt mit den arbeitsfreien Sonntagen endgültig Schluss ist. Arbeitsfrei ist nur noch ein Tag, an dem es so regnet, dass nicht gearbeitet werden kann.

Die Zentrale meines Arbeitsgebietes liegt jetzt wieder in einem Büro. Das besagt aber nicht, dass ich meine Tätigkeit im Sitzen ausübe. Im Gegenteil. Ich bin dauernd unterwegs und es ist nur gut, dass die meisten Dienststellen, an denen ich zu tun habe, telefonisch zu erreichen sind, sodass man mich finden kann. Zufälligerweise bin ich auch schon fotografiert worden. Ein Pressephotograf hat nämlich das Küchenschiff im Hafen aufgenommen für die Schanzerzeitung. Leistungen der Partei auf dem Gebiete der Verpflegung des Unternehmens Bartold erscheinen mit Riesenbildern von gigantischen Küchenschiffen. Niemand erfährt dabei natürlich, dass das Essen hundemässig schlecht war, dass wir froh sind, jetzt selbst kochen zu können, und dass das Schiff endlich abfährt.

Es gibt aber sogar juristische Dinge, die ich erledigen muss. Da erscheint ein alter Pg.⁴⁰⁾ aus Hohenborau, jenseits der Oder, und trägt mir vor, dass die Köchin der Verpflegungsstelle in Hohenborau in der Küche Unterschlagungen begehe. Sie habe nämlich Pakete mit Speck nach Hause geschickt. Er selbst habe das Paket nach Hirschberg gebracht, geöffnet und darin Speck gefunden. Die Angelegenheit musste sofort nachgeprüft werden und deshalb begeben sich Herr Tschirner mit seiner Toch-

ter, die in unserer Küche Kochlehrling ist, und ich per Rad nach Hohenborau. Eine wunderschöne Fahrt über Carolath durch die Oderwälder auf guter Strasse. An Ort und Stelle erledigen wir die in solchem Falle erforderlichen Vernehmungen. Die Angelegenheit stellte sich harmlos heraus. Die Köchin war nicht Angehörige der Partei. Schon deshalb war sie verdächtig. Sie hatte tatsächlich Speck nach Hause geschickt und der Anzeigende hatte sich als alter Pg. das Recht angemasst, das Paket zu untersuchen. Selbstverständlich musste die Köchin eine Verbrecherin sein, wenn sie Speck nach Hause schickt. Jetzt aber stellte sich heraus, dass sie auf ganz ordentlichem Wege gegen Marken auf dem reichen grossen Dorfe Speck eingekauft hatte. Auch das konnte an Ort und Stelle sofort überprüft und festgestellt werden

Ein ander Mal verhandele ich mit dem Bürgermeister, mit dem Gaswerk, Wasserwerk, Sägewerk und vielen Handwerkern. Sehr bald habe ich die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass das Verpflegungsamt auch die Verpflichtung hat, sich um den Arzt, die Revierstube und die Kranken zu kümmern. Als Arztsohn liegt mir das natürlich nahe. Wir besichtigen also das Revier und stellen fest, dass dort eine grosse Zahl von Wünschen zu erfüllen sind. Wir sollen wieder ungefähr 500 Mann Nachschub bekommen. Das gibt jedenfalls bei dem Verpflegungsamt und Quartieramt viel Arbeit. Der Abschnitt besteht jetzt aus 25 Hundertschaften, also fast 3000 Menschen. Der Papierkrieg wird immer schlimmer. Das merkt man besonders in den Büros. Heute wird bekannt, dass Breslau seinen ersten schweren Luftangriff gehabt hat.

Ich bin so beschäftigt, dass ich zum Mittagessen nicht mehr in mein Quartier komme, weil es zu weit weg liegt. Deshalb habe ich in unserer Hauptküche gegessen. Dadurch fühlen sich die Köchinnen zwar geschmeichelt, aber mir passt es nicht, auf einer dreckigen Bank, aus einer eisernen Schüssel mitten unter Ausländern und Köchinnen so halb und halb im Stehen mein Essen hinunter-zu-schlingen. Das ist gegenüber unserer Stube ein Rückschritt und muss anders werden. Ich werde wahrscheinlich ein eigenes Quartier beziehen und aus der Hundertschaft ganz ausscheiden müssen, denn ich sehe jetzt ein, dass ich beide Aufgaben nicht bewältigen kann. Sogar mein Nachfolger in der Hundertschaft wird es schwer haben, denn was ich in der Hundertschaft leistete, wird bei allen anderen Hundertschaften durch mindestens 2 oder 3 Menschen erledigt. Herr Brunecker ist vom Urlaub zurückgekommen und hat mir aus meinem eigenen Weinkeller in Hirschberg eine Kiste Wein mitgebracht.

Auch am 12. 10. bin ich noch in meinem alten Ouartier. Ich wage es auch noch nicht, diese Wohngemeinschaft aufzugeben, weil wir doch sehr gut miteinander ausgekommen sind. Aber unser Dienst ist so verschieden, dass ich die anderen störe und diese mich wieder. Unser Ersatz ist eingetroffen, meist kranke oder alte Leute. Darüber wird im Stabe viel geschimpft, meines Erachtens ganz zu Unrecht, denn jeder gesunde Mann gehört zur Wehrmacht oder in die Industrie, zumal die Wichtigkeit des Unternehmens Bartold sehr zweifelhaft ist, und zwar nicht nur militärisch. Die Oder wird nächstens Hochwasser führen und dann unsere gesamte Arbeit zerstören. Aus Hirschberg ist auch die gesamte Lehrerbildungsanstalt⁴¹⁾ mit sämtlichen Hochschülerinnen und Lehrern eingetroffen. Sie sind in Dreidorf untergebracht. Wir helfen dort bei der Unterkunft und Einrichtung. Denn wir haben schliesslich schon zwei Monate Erfahrung hinter uns. Von dieser Besichtigung kommen wir mit einem Riesenwunschzettel zurück, über den man natürlich nur lächeln kann, denn wir können uns hier natürlich nicht so einrichten wie im Frieden. Es ist überhaupt ein Märchen, zu glauben, dass es bei Bartold alles gibt. Eher könnte man schon sagen, dass es an allem fehlt. Wir brauchen immer noch Kessel, Herde, Öfen, Beleuchtungskörper, Decken, Küchengeräte, Strohsäcke, Feuerung usw. Nach und nach haben wir uns sehr viel besorgt, lei-

der aber vieles nur unter Ausnutzung der Gutmütigkeit und des Vertrauens der Bevölkerung und der Geschäftsleute. Das führt dazu, dass man uns jetzt fast nichts mehr liefert. Großspurig hatte die Partei reichliche Bezahlung und Nachlieferung aller notwendigen Scheine und Schecks versprochen. Dieses Versprechen ist bis heute nicht gehalten worden. Grosse Rechnungen werden überhaupt nicht bezahlt. Eisenscheine, RTE-Schecks, Papierschecks kommen einfach nicht ran. Unsere vorgesetzte Behörde ist die Gruppe in Glogau,4) die aber 10 Abschnitte umfasst und vom Hirschberger Kreisleiter geführt wird. Dort sitzen die grossen Bonzen, leben herrlich und in Freuden und überlassen uns unseren Sorgen. Auch andere Dörfer müssen wir ständig betreuen und aufsuchen, nämlich Gutendorf, Nenkersdorf, Hangwalde, Carolath. In unserer Stube ist jetzt eine Feldmaus eingezogen, die sich jeden Morgen schon bei Tageslicht mit meinen Morgenschuhen beschäftigt. Leider ist ihr Tod beschlossen worden, denn ich habe eine Falle auftreiben können.

Am 13. 10. haben wir die Standorte Hangwalde I und II besichtigt. Ich lerne auf diese Art den ganzen Abschnitt örtlich und persönlich kennen. Das war aber auch höchste Zeit. Heute erhalten wir nämlich aus Glogau die Nachricht, dass der Leiter des Verpflegungsamts, Herr Tschirner, zur Gruppe nach Glogau versetzt worden ist. Ich bin also nach wenigen Tagen Einarbeit völlig auf mich selbst gestellt. Ich bin auch der Einzige, der noch eingearbeitet ist in diese Tätigkeit. Es bleibt daher gar nichts Anderes übrig, als dass ich die Leitung des Amts von nun ab allein übernehme. Es ist eben immer dasselbe, dass ein Rechtsanwalt nämlich alles können muß. Da es sich aber um eine Tätigkeit handelt, bei der ich viel helfen kann, die mit Politik nichts zu tun hat, da ich in Frau Nerlich eine hervorragende Stütze habe und da wir beide zusammen beweisen können. dass wieder Mal wirklich nützliche und zweckdienliche Arbeit von Nicht-Parteigenossen geleistet wird, entziehe ich mich nicht der Verantwortung und bleibe dabei. Mit Politik hat diese Aufgabe ja nichts zu tun. Ich merke im Gegenteil, dass ein grosser Teil meiner Kraft darin verbraucht wird, dass ich mich wegen der unverschämten Sonderwünsche der Herren Bonzen¹²⁾ ständig wehren muss. Ein grosser Teil der Hundertschaftsführer und vor allen Dingen der sogenannte Stab unter Führung von Herrn Haelbig betrachtet seine Aufgabe darin, gut zu leben, besser zu leben als andere, Sonderzuteilungen zu verlangen, nicht zur Wehrmacht eingezogen zu werden und rumzukommandieren. Ohne eigentliche Fachkenntnisse übernehme ich eine Riesenaufgabe. Aber es wird wie so oft darauf ankommen, die richtigen Mitarbeiter heranzuziehen. Ich habe sogar einen Fuhrpark unter mir, denn es kommen täglich Waggons mit Gemüse, Kohlen und Brot an, Ich muß auch immer wieder mit dem Fahrrad aufs Land und es ist wichtig, gerade die Verbindungen mit den weit entlegenen Dörfern aufrechtzuerhalten.

Am 17.10, ist es aber schon so weit, dass ich mich zu meiner Hundertschaft zurückwünsche. Vielleicht dauert auch meine Tätigkeit nicht mehr lange. Ich muss mich doch in der Hauptsache zunächst mit allen Einrichtungen und Schwierigkeiten bekanntmachen. Der Winter steht vor der Tür und verlangt sehr viel Vorbereitungen. Die Brotrationen sind um 100 Gramm täglich gekürzt. Es gibt nur noch 400 Gramm pro Tag. Das Markensystem muss besser durchdacht werden. Meine Anregungen werden jetzt in die Tat umgesetzt. Aus Glogau sind zwei ganz dicke Partei-"Uniformen" eingetroffen, beide frühere Justizbeamte aus Hirschberg. Sie halten sich für ausserordentlich wichtig und schnüffeln viel rum. Merkwürdigerweise haben sie gegen meine Person nichts einzuwenden, eher schon gegen Herrn Haelbig. Von ihnen erfahre ich erstmals Dinge, über die man bisher nie Klarheit bekommen konnte. So sollen z.B. Urlaubstage nicht gelöhnt werden, was bisher niemand wusste. Angeblich sind in unserem Abschnitt seit 11. August 20.000 (i. W. zwanzigtausend) Portionen mehr ausgegeben worden, als überhaupt Schanzer vorhanden waren. Echt Parteiwirtschaft. Ich erfahre so langsam hinten rum, dass Hundertschaftsführer die Verpflegung der Urlauber für sich bezogen haben.

Seit gestern habe ich auch ein neues Quartier, nämlich in einem kleinen Einfamilienhäuschen in der Nähe des Bahnhofs bei Frau Prüfke in der Eisenbahnstrasse. Beuthen ist noch so vornehm, dass es nicht nur eine Bahnhof-, sondern auch eine Eisenbahnstrasse besitzt. Ich habe dort im 1. Stock ein Zimmer mit gutem Bett, Ofen und Gasbeleuchtung. Das Waschbecken ist klein, die Wasserkanne noch kleiner. Das war in der Fabrik besser. Aber sonst sind die Leute nett. Ich bekomme dort wie ein Student morgens Kaffee und abends Tee. Das Mittagessen bringt die filia hospitalis42) aus der Hauptküche mit. Fräulein Prüfke ist nämlich selbst bei Bartold beschäftigt und leitet die Ausgabe der Rauchwaren. Meine äusseren Verhältnisse haben sich also erheblich verbessert, denn ich brauche mich natürlich auch nicht mehr um das Abwaschen zu kümmern. Vor allen Dingen aber bin ich in diesem Quartier allein und kann mich wirklich mal ausruhen, ohne ständig mit anderen Menschen das Zimmer teilen zu müssen. Das Zimmer ist offiziell für mich beschlagnahmt, aber ich zahle freiwillig 30 RM²⁴⁾ Miete.

Auch im Büro des Verpflegungsamtes habe ich jetzt meinen eigenen Tisch und Stuhl. Bei allen Dienststellen und Büros, die mir unterstellt sind, stelle ich die Namen des Personals fest und lasse mir dessen Aufgabengebiete im Einzelnen aufschreiben. Dabei versuche ich, Ordnung und Aufsicht herzustellen und sämtliche Dienststellen des Verpflegungs- und Quartieramts zu einer besonderen Einheit zusammenzufassen, damit wir im Bezug auf Löhnung und Verpflegung vom Stab unabhängig werden, der eine unglaubliche Misswirtschaft treibt. An jedem Montag muss ich sogar die Küchenzettel herstellen. Ein solcher Zettel enthält genaue Angaben darüber, was es an jedem Tage der nächsten Woche an Kalt- und Warmverpflegung geben

wird. Wir bekommen von der Gruppe gedruckte Mitteilungen über die Sätze und müssen dann ausarbeiten, in welcher Weise die Verpflegung eingeteilt und verwertet werden soll. Wir bekommen die Verpflegung nicht restlos in Natura, sondern vielfach nur Bezugsscheine, auf die wir uns das meiste erst beschaffen müssen, insbesondere Mehl, Fleisch, Wurst, Fett, Gemüse. Nur das Brot wird mit der Bahn angeliefert. Solch ein Küchenzettel enthält also z. B. Angaben darüber, wieviel Gramm täglich pro Nase entfallen auf: Kaffee, Brot, Marmelade, Zucker, Butter, Speck, Schmalz, Gemüse, Obst, Wurst oder Käse. Der Küchenzettel enthält darüber hinaus, was gekocht werden soll und was in der Warmverpflegung alles grammweise enthalten ist, also z.B. Nährmittel, Fett, Fleisch, Kartoffeln. So ein Küchenzettel wird an jedem Montag in einer Kneipe zwischen den massgebenden Persönlichkeiten, also den Hauptköchinnen, der Leiterin des Verpflegungslagers, der Leiterin der örtlichen NSV⁶⁾ unter meinem Vorsitz besprochen und ausgearbeitet. Mein Büro muss die Küchenzettel dann auf der Maschine schreiben und vervielfältigen, damit jede Küche, auch auf dem Lande, sich danach richten kann. Es wird also täglich in allen Kochstellen des Abschnitts das gleiche Essen ausgegeben, wodurch die Möglichkeit gegeben ist zu prüfen, wer gut kocht und wer es schlecht versteht.

Besonders häufig muss ich mit Frau Nerlich reden. Das ist eine rührige, kluge, gewandte und energische Beuthener Geschäftsfrau, nicht Pgn., Gegnerin aller Misswirtschaft und bekannt mit allen Parteischichten. Sie hat ihren Kram sehr gut in Ordnung, kennt alle Leute, kontrolliert Fleischer und Bäcker, leitet ihren Spezialschriftverkehr selbst, weiss über alles Bescheid, kennt das Bezugscheinwesen aus dem ff und lässt sich von niemandem ein X für ein U machen. Sie ist klug und weiss sich richtig auszudrücken. Sie hat seit 11. 8. den ganzen Verpflegungsbetrieb in der Hand und leitet nachmittags noch ihr Textilwarengeschäft. Ohne sie wäre ich völlig aufgeschmissen.

Sehr gut arbeite ich auch zusammen mit Herrn Holzapfel, der alle technischen Dinge für mich erledigt. Durch ihn sehe ich auch zu meiner Freude Dinge wachsen, die durch mich angeregt sind: Die Küchen haben Wasserleitungen, die Gruben werden geleert, die Magazinwache hat ein Schilderhaus. Es entstehen Borde und Fächer, das Revier¹³⁾ bekommt eine Isolierbaracke und Bettstellen. So manches wird vollständiger und besser. Die Quartiere werden jetzt mit Kohle versehen, denn der Winter meldet sich immer deutlicher. Vieles erreiche ich am schnellsten dadurch, dass ich mit Zigaretten nicht knauserig bin. Ich habe mir einfach das Recht genommen, für solche Zwecke Zigaretten aus dem Lager zu entnehmen, das mir ja untersteht. Ich weiss nämlich, dass der Stab für eigene Zwecke ständig grosse Mengen von Zigaretten verschwinden lässt. Auch das stelle ich ab, indem ich eine Buchführung einrichte und dabei offiziell anordne, dass der Stab zu Repräsentationszwecken wöchentlich eine bestimmte Menge von Zigaretten erhält, die dann aber wenigstens nicht überschritten werden darf und über die offiziell guittiert wird. Ich arbeite eine Anweisung aus, damit endlich allgemein bekannt wird, wie die Verpflegungskarten benutzt werden sollen. Das ist nämlich immer noch nicht einheitlich geregelt. Offenbar liebt man aber diese Klarheiten gar nicht an höherer Stelle.

Sehr bald merke ich, dass die grösste Sauwirtschaft in meinem eigenen Büro herrscht. Da sitzen 4-5 Mädels, die weiter nichts zu tun haben, als sich mit dem Publikum zu unterhalten und rumzupoussieren. Offenbar handelt es sich durchweg um Protektionsliebchen des Stabes. Sie tun praktisch nichts, und was sie tun, ist schlecht. Deshalb bekomme ich auch keine klare Auskunft über ihre Aufgaben. Sie haben sich in mir offenbar mordsmässig getäuscht und sind über mich empört, weil sie mich doch selbst in das Amt gelotst haben. An Ordnung sind sie überhaupt nicht gewöhnt. Niemand will für bestimmte Aufgaben verantwortlich sein. Es ist mir unmöglich zu erfahren,

welche Arbeit täglich, wöchentlich, monatlich geleistet werden muss. Ich bekomme keine Aufsicht, man leistet passiven Widerstand, wehrt sich gegen jede Neuerung, Ordnung oder Genauigkeit und fürchtet offenbar, dass das Bummelleben zu Ende ist. Ein Mädchen ist erst 18 Jahre alt und so verbummelt, dass sie schon in betrunkenem Zustande von der Strasse aufgelesen worden ist. Eine Frau ist hochschwanger, eine andere Frau dauernd krank, sodass sie nur arbeitet, wann und was sie will. Ein weiteres Mädchen poussiert den ganzen Tag mit Herrn Holzapfel. Sie sprechen nur von Freizeit, Urlaub und Verpflegung. Das Büro ist auch äusserlich ein Stall. Überall liegen Essensreste herum.

Sie alle stecken sich jetzt hinter die Büroleiterin Frau Fröhlich, die Leiterin der örtlichen NSV. Sie ist aus ganz kleinen Verhältnissen als frühere Kommunistin zu einer 175 %igen Nazisse geworden. Sie ist unfähig, ehrgeizig, fanatisch, empfindlich, ständig beleidigt und in ihrem Ton mir gegenüber einfach unverschämt. Das kommt vor allen Dingen daher, dass ihre Stellung mir gegenüber nicht klar umrissen ist. Sie masst sich nicht nur die Leitung des Büros an, sondern glaubt, überhaupt Leiterin des Verpflegungsamtes zu sein. Sie sabotiert alle meine Anordnungen, sie legt mir die Post nicht vor. Sie verweigert mir die Antwort auf die Frage nach ihrem Arbeitsgebiet. Bei jeder Frage wird sie ausfällig. Sie betrachtet mich als minderwertiges Objekt, weil ich nicht in der Partei bin. Sie fühlt sich wohl beiseite geschoben. Auch mit Herrn Tschirner hatte sie schon mal Krach. Er aber konnte es sich leisten, ihr zu erklären, dass er sie gar nicht brauche. Ich brauche sie auch nicht, aber ich kann sie nicht rausschmeissen, weil ich nicht Pg. bin. Ich bin entschlossen, mein Amt niederzulegen, wenn diese Zustände nicht aufhören. Frau Fröhlich war heute in Glogau und hat sich über mich beschwert. Das ist mir sehr recht, denn dann kommt der Stein bald ins Rollen. Heute ging es sogar so weit, dass Frau Fröhlich mir den Parteiortsgruppenleiter, einen kleinen Sparkassenbeamten, auf den Hals hetzte mit den Worten: "Es ist mit dem Mann nicht mehr auszuhalten und dabei ist der Mensch nicht mal in der Partei." Der Ortsgruppenleiter wollte zunächst in der üblichen Bonzenweise frech werden. Ich setzte ihm aber kurz auseinander, dass er bei Bartold nichts zu suchen habe und sich an meine Vorgesetzten wenden könne. So musste er also abziehen. Ich werde also verlangen, dass entweder Frau Fröhlich oder ich das Verpflegungsamt leite. Ich habe mich ja nicht zu der Aufgabe gedrängt. Ich habe auch nie damit gerechnet, der Nachfolger von Herrn Tschirner zu werden. Mir ist es völlig gleichgültig, was ich in dem mir aufgezwungenen Schanzerkrieg in Beuthen tue. Jedenfalls lebte ich bequemer in der Hundertschaft. Löhnung und Verpflegung ist überall dieselbe, nur nicht die Verantwortung.

Am 19, 10, habe ich mich dann doch an den Abschnittsleiter wenden müssen. Merkwürdigerweise wurde nicht ich, sondern Frau Fröhlich angehaucht. Dabei stellte sich heraus, dass sie mir persönlich gar nichts vorwerfen konnte, sondern mehr um ihre eigene Stellung bangte. Diese Frage hätte aber schon vor zwei Monaten geregelt werden können. Nachmittags kam der Kreisamtsleiter Krüger, mein Vorgesetzter, aus Glogau nach Beuthen. Dieser soll zunächst Frau Fröhlich so angeschnauzt haben, dass sie wie ein Schlosshund heulte. Dann sprach er mit mir. Ich erklärte klipp und klar, dass ich das Amt nicht behalte, wenn die Zustände sich nicht ändern. Ich verlangte klare Befehlsgewalt. Man versprach mir eine Neuregelung. Ohne mich hinzuzuziehen, wurde von den höheren Bonzen den ganzen Tag über verhandelt. Dann wurden grosse Autofahrten unternommen, auf denen krampfhaft nach einem Nachfolger für mich gesucht wurde. Dieser wurde aber nicht gefunden, denn niemand will die Verantwortung übernehmen. Es blieb also nichts anderes übrig, als am späten Abend den Führer einer Polenhundertschaft, Herrn Kurt Walden, der früher Rakoski hiess, zu meinem Nachfolger zu bestimmen. Er ist Volksschullehrer in Hirschberg und Kreisschulungsleiter. Er läuft in dicker Uniform herum und hat sogar Gold auf der Hitlerbinde. Das ist also der richtige Mann für Frau Fröhlich. Persönlich ist er unantastbar, gerecht und riskiert sogar einen erheblichen Ton seinen Mitbonzen gegenüber. Natürlich versteht er von der Sache nichts. Ob er das Amt übernehmen wird, erscheint daher fraglich.

Am 21. 10. stellt sich heraus, dass Walden energisch gegen seine Versetzung protestiert. Er will bei seiner Hundertschaft bleiben und ich kann das verstehen, denn er hat diese gut in Ordnung und kommt mit seinen Polenmädchen sehr gut aus. Ich glaube, dass sie ihn sogar in gewissem Sinne lieben. Da man aber wirklich keinen anderen Mann finden konnte, wurde er einfach befohlen. Seine Energie zeigte sich darin, dass er diesen Befehl schriftlich verlangte und sich weigerte, das Amt zu übernehmen, falls ich nicht sein Vertreter und Mitarbeiter bleibe. Das tat er auf die Gefahr hin, gemassregelt zu werden. Er tat mir leid und ich konnte ihn verstehen. Und das war der einzige Grund, weshalb ich mich bereit erklärte, zu bleiben. Ich habe das auch nicht bereut, denn er hat mir praktisch durch seine Autorität diejenige Macht verschafft, die ich brauchte, um mich durchzusetzen. Andererseits hat er stets anerkannt, dass ich der eigentliche Leiter des Amtes bin und immerhin noch etwas mehr von der Sache verstehe als er. Er war stets höflich und zuvorkommend und hat oft genug merken lassen, dass er politisch und sachlich durchaus nicht mit allem einverstanden war, was die Partei im Unternehmen Bartold verfügte. In einer Konferenz zwischen Tschirner, ihm und mir wurde Frau Fröhlich in ihre Grenzen zurückgewiesen. Ich bin praktisch Alleinherrscher und habe doch meinen dicken Uniformträger, den ich überall da hinschicken kann, wo ich sonst etwas nicht erreichen könnte. Dafür ist mir Walden noch dankbar und ich glaube, dass wir ganz gut zusammenarbeiten können. Auch in den Büros merkt man plötzlich die Wendung und ich sehe plötzlich wieder freundliche Gesichter. Ich werde aber trotzdem jetzt an das

Grossreinemachen herangehen und glaube, dass ich das ganze Personal auswechseln werde. Herrn Walden werde ich schon beschäftigen, habe also auf diese Art eine Hilfe, und im übrigen bin ich nicht ehrgeizig und nicht böse darüber, dass ich offiziell nicht mehr Leiter des Verpflegungsamts bin. Dafür lege ich mir einen selbst erfundenen "Titel" bei, unter dem ich auch ziemlich bekannt geworden bin. Man nannte mich allgemein den "Verpflegungsscheich".

Das erste, was ich Herrn Walden anvertraute, war eine merkwürdige Angelegenheit. Da hatte nämlich eine Quartierwirtin den Lokus vernagelt, weil unsere Schanzer die ganze Tapete des Örtchens als Papier benutzt hatten. Ich hetze Walden gegen den Kreisleiter auf, der sich 4 Portionen Kaltverpflegung bestellt, wenn er Beuthen besucht. Wir lagern jetzt Kartoffeln ein. Es fehlt immer noch an Petroleum. Wir erreichen, dass wenigstens deutsche Frauen sonntags nicht mehr zu arbeiten brauchen. Feindliche Flieger kommen jetzt auch ab und zu über Beuthen. Ab und zu gehe ich ins Amtsgericht, um mich über den Inhalt des Reichsgesetzblattes zu orientieren. In meinem Quartier habe ich jetzt Familienanschluss, was mir besonders gut gefällt, weil man mal etwas anderes gekocht bekommt als immer nur Eintopf. Empört bin ich darüber, dass unsere Polen und Ostarbeiter trotz gleicher Leistungen immer noch schlechter behandelt werden als andere Ausländer. Polen dürfen immer noch nicht die Lokale betreten. Dafür müssen sie morgen zwangsweise ins Kino, um sich einen Propagandafilm anzusehen.

Mein 1. Tagebuch ist jetzt also vollgeschrieben. Wer weiss, wann ich seinen Inhalt mal wieder lese und wie es dann in Deutschland aussehen mag. Die Russen stehen bei Lyck und marschieren auf Budapest. Der Verstand sieht keine Rettung mehr.

Das Bartold - Tagebuch, Teil 2.

25. 10. 1944 - Walden hat nun doch sein Amt als Leiter der Verpflegungsstelle angetreten. Sehr gegen seinen Willen und nicht eher, als bis er seine Kommandierung schriftlich hatte. Er führte vorher die Hundertschaft 7 mit polnischen Mädchen, die ihn gern hatten, mit denen er zufrieden war, die Ordnung hielten und bei denen von polnischer Wirtschaft gar keine Rede sein konnte. Auch ich hatte schon früher Walden schätzen gelernt, denn er hielt auch bei der Arbeit auf Ordnung. Wie bei Tschirner veranlasste ich, dass er sich gleich nach Antritt seines Amtes zunächst um das Revier¹³⁾ kümmerte. Ich hatte 50 Tüten mit Keksen ins Revier bringen lassen. Die Oberschwester führte uns durch alle Räume und ich lasse jedem Kranken durch Walden eine Tijte mit Keksen überreichen. Darunter befanden sich auch viele Polen. Die Oberschwester hatte zunächst Bedenken, ob auch die Polen Kekse erhalten dürften, noch dazu aus der Hand eines dicken Uniformträgers. Ich erklärte aber sofort, dass irgendwelche Ausnahmen hier bei kranken Menschen nicht gemacht werden dürfen, weil die Polen genau so arbeiten wie die anderen und gerade bei diesem Arbeitseinsatz krank geworden sind. Auf diese Art erhielten auch die Polen ihre Tüte mit Keksen. Dass Walden ohne weiteres mitmachte, hat mich sehr für ihn eingenommen. Auch bei den anderen Dienststellen habe ich Walden überall rumgeführt und eingearbeitet. Nach wie vor bin ich natürlich noch der wichtigere Mann, weil ich besser Bescheid weiss. Meine Stellung gefällt mir so ganz gut. Man muss verstehen, die Spitze zu bilden, ohne gerade an ihr zu stehen.

Ich habe auch weiter viel technische Verbesserungen veranlasst. Wir haben Keller für die Winterkartoffeln beschlagnahmt. In der Turnhalle sind grosse Brotroste aufgestellt worden. Auch organisatorisch ist wieder eine grosse Aufgabe zu erfüllen. Die Hundertschaften haben immer noch sehr viel nichtschanzfähige Leute. Deshalb soll eine neue Hundertschaft ge-

bildet werden, die alles aufnimmt, was nicht zum eigentlichen Schanzdienst herangezogen werden kann, also alle Betreuungskräfte und Kranke, Büros, Küchen, das Magazin, die Lager, das Quartieramt, Nähstuben, Waschküchen, Kaffeeküchen, Org. Todt,44) Handwerker usw. Es stellt sich heraus, dass das etwa 300 Menschen sind. Zunächst brauchen wir einen Mann, der alles schriftlich organisiert. Es gibt sehr grosse Verwicklungen in allen Hundertschaften und zunächst ein grosses Durcheinander auf allen Gebieten. Was aber befohlen ist, muss wenigstens probiert werden. Walden soll die Führung dieser neuen Hundertschaft 13 übernehmen. Dadurch wird er wieder so viel zu tun haben, dass die Arbeiten in dem eigentlichen Verpflegungsamt von mir geleitet werden müssen. Mit Frau Fröhlich geht es jetzt besser. Sie merkt wohl, dass es sonst auch ohne sie ginge. Gestern war Walden zum ersten Male bei der Ausarbeitung des Küchenzettels in Krügers Weinstuben anwesend. Nach getaner Arbeit blieb ich noch etwas zusammen mit dem Bürgermeister von Beuthen und einem Herrn Petersen, der mich aus Hirschberg kannte und hier in Beuthen wohnt. Petersen ist offenbar ein Schieber en gros und bot mir in der Weinlaube so ungefähr alles an, was das Herz begehrt. Davon machte ich aber keinen Gebrauch, denn Beziehungen zu Herrn Petersen gereichen wahrscheinlich nicht zu besonderer Ehre. Ich sollte auch ein Zimmer in seiner Villa beziehen. Da ich mich aber bei Prüfke sehr wohl fühle, denke ich gar nicht daran, umzuziehen.

31. 10. 1944. Ab und zu merke ich jetzt auch die angenehmen Seiten meiner Stellung. Nicht nur das gute Quartier, sondern auch angenehme Einladungen. So war ich eines Abends bei Frau Nerlich mit Herrn Dr. Gress zusammen eingeladen, der früher Kameralamtsdirektor in Hermsdorf³³⁾ war. Die Unterhaltung drehte sich meist um politische Dinge, bei denen wir uns selten einig waren, und endete erst um 2 Uhr Nachts. Dann war ich beim Auswärtigen Amt⁴⁵⁾ eingeladen, das unter der Füh-

rung eines Professors der bildenden Künste namens Michels mit 60 Mädels und ein paar Männern in Hangwalde II liegt. Dort herrschen besonders angenehme Umgangsformen und man stösst fast auf jedem Gebiet auf Ansichten, die ein Deutscher jetzt nur noch zu haben pflegt, wenn er Beziehungen zum Ausland hat. Viele Diplomaten waren dort, denn wir haben jetzt nicht mehr so viel davon nötig. Sie kamen aus Bulgarien, Rumänien, Finnland und Frankreich. Natürlich gibt es auch hier wieder eine Wunschliste, die mir präsentiert wird und die sich auf Kleinigkeiten bezieht wie: Puddingpulver, Bratengabeln, Wäscheleinen, Büchsenöffner, Hefe. Sie hatten sogar eine Kapelle von 8 Mann, die früher mal in Hirschberg im Wiener Café spielten. Ausserdem machte uns ein Tierstimmenimitator und Bauchredner viel Spass. Die Leute werden vom Auswärtigen Amt besonders betreut und haben es daher in vielen Beziehungen besser als andere Schanzer, müssen aber im übrigen wie alle anderen bei jedem Wetter arbeiten. Alle verfügen aber über einen guten Humor. Professor Michels ist liebenswürdig, wird vergöttert, obgleich er energisch ist und sein Amt so verwaltet, dass alle zufrieden sind. Auch er ist kein Nazi. Die Stimmung war so gut, dass nur noch der Tanz fehlte, der ja aber verboten ist.

Im Aussendienst ist der Faschinenbau²⁸⁾ ²⁹⁾ plötzlich eingestellt. Es werden wieder Gräben ausgehoben. Man fürchtet den Frost. Ab 15. November sollen die meisten Frauen nach Hause geschickt werden, soweit sie nicht freiwillig hierbleiben wollen. Das klingt merkwürdig, ist aber doch nicht abwegig, denn niemand will in die Rüstung. Die Verpflegung wird schlechter. Das Fett wird knapper und das Brot leichter. Man verlangt sogar von mir, dass ich jetzt selbst Brot backen lasse in Beuthen. Das Kommißbrot, das wir aus Breslau beziehen, ist das beste Brot, was es in Deutschland gibt. Es sättigt und es schmeckt sehr gut. Aber die Bonzen schreien plötzlich nach Bäckerbrot und nach frischem Brot. Die Bäcker sträuben sich gegen die

Mehrarbeit. Ausserdem wird auch wieder viel umorganisiert. Es werden Hundertschaften zusammengelegt und neue aufgestellt. Urlaub ist wieder mal streng verboten, woran sich aber niemand hält. Unser Abschnittsleiter Haelbig bewegt sich immer offener mit seinem Schanzerliebehen auf der Strasse. Er hat sie schon 4 mal auf Urlaub geschickt, begleitet sie jedesmal zum Bahnhof und nimmt dort zärtlichsten Abschied. Die Organisation der Verpflegung innerhalb des Stabes spottet jeder Beschreibung; sie liegt in der Hand eines jungen Mädels, auf das jeder schimpft, die aber niemand rausschmeissen kann, aus Gründen, die man sich denken kann. Ihre Markenwirtschaft ist völlig durcheinander. Ich habe sie dabei ertappt, dass sie ständig mehr Marken hat, als sie braucht. Wir versuchen es auf alle Weise, sie anzuschwärzen. Offenbar betrügt sie auch ihre eigenen Leute. Aber sie weiss offenbar zu viel. Im Stabe ist auch eine neue Grösse erschienen. Das ist Herr Köhler, der als Adjutant²⁰⁾ von heute auf morgen alles anders machen will. Er verlangt Verpflegung ohne Marken für den Stab. Ich verlange für diesen Fall, dass sämtliche Marken, auch für alle Schanzer, abgeschafft werden. Woraufhin natürlich der Stab den Kürzeren zieht. Aber das Papier ist knapp. Vielleicht kann man neue Marken gar nicht mehr drucken. Der Mangel an Dingen, die aus Eisen hergestellt sind, ist immer noch sehr gross, weil wir keine Eisenscheine bekommen und die Kaufleute sich nicht länger dumm machen lassen wollen. Es wird höchste Zeit, dass Bartold verschwindet. Es regnet jetzt öfters und die Mädels frieren. Das Schuhwerk ist knapp und schlecht. Kohlen sind da, aber es fehlt an Holz.

Am 2. 11. 1944 ist nun endlich die 13. Hundertschaft aufgestellt worden. Sie steht! Aber wie! Ich habe ihr ein Geschäftszimmer auf dem Amtsgericht erbettelt. Zunächst wird weiter nichts getan, als Papier beschrieben. Riesenmeldungen, Kartothek. In Ordnung ist nur die 1. Kameradschaft und dazu gehören lediglich die 60 Leute meines Amtes, also mein Büro, das Magazin in

der Turnhalle, die 3 Küchen, das Büro der Hundertschaft, das Quartieramt, das Materiallager und der Fuhrpark. Zu meiner Kameradschaft gehören auch Ausländer, namentlich in den Küchen und im Fuhrpark. Darunter befindet sich ein Flame, dessen Schwester ich in Hirschberg schon 3 mal verteidigt habe. Die Leute wohnen kreuz und guer durcheinander, weil sie bis jetzt zu den verschiedensten Hundertschaften gehört haben. Die Hundertschaft meldete zunächst Fantasiezahlen als Verpflegungsstärke, weil niemand weiss, wie gross die Hundertschaft eigentlich ist. Verpflegungsmarken bringen die meisten gar nicht mit. Viele essen doppelt, nämlich in ihrer alten Hundertschaft und bei uns. Wir haben aber auch Kaltverpflegung übrig. Diese lagert vorläufig in der Verpflegungsverteilungsstelle der Hundertschaft. Nach Dienstschluss höre ich plötzlich, dass 19 Schauspieler eingetroffen sind, die noch Abendessen erhalten müssen. Die Turnhalle ist geschlossen. Wer den Schlüssel hat, weiss ich nicht auswendig. Meine Leute sind weg. Es regnet in Strömen. Ich mache also den Leiter der Verteilungsstelle der Hundertschaft ausfindig und besorge auch noch die nötige Verpflegung für die Schauspieler.

Der Stab macht wieder neue Touren mit der Verpflegung. Wir werden ihm die aber abgewöhnen. Es kommen Klagen über die Bäcker, die für die Kranken Weissbrot backen, und dabei sollen wir auch das andere Brot hier noch backen lassen. Folglich müssen wir Mehl beziehen. Wir brauchen dazu täglich 100 Ztr. Roggenmehl. Es steht gar nicht fest, ob die Mühlen das leisten können. Beuthen hatte im Frieden 14 Bäcker, jetzt sind nur noch 4 da. 600 Brote täglich können die Bäcker gar nicht schaffen. Unsere Kochkessel gehen allmählich kaputt. Der Materialverwalter wird eingezogen. Die Buchführung in der Küche klappt nicht. Der Stab meckert über das Essen. Hirsegerichte passen ihm nicht. Täglich will der Stab für 20 Personen Mehlsuppe extra haben; ich weigere mich, weil ich das Mehl den Schanzern entziehen müsste. In der Führerbesprechung habe ich öffentlich

erklärt, dass der Stab keinerlei Extrawünsche von mir bewilligt bekommt. Auch meine alte Hundertschaft 3 ist aufgeteilt worden. Wir haben aber immer noch 25 Hundertschaften im Abschnitt. Das Stabsbüro arbeitet schlecht. Die für mich notwendige Übersicht muss ich mir immer selbst verschaffen. Selbst die Meldeschemas muss ich dem Stabsbüro entwerfen. Die eigentliche Arbeit wird im Stab von 3 Tippmädchen geleistet. Es gibt aber auch noch einen Unterstab, der nur für die Hundertschaften in der Stadt Beuthen zuständig ist. Jeder schiebt die Verantwortung auf den anderen ab. Täglich gibt es Entlassungen und Beurlaubungen. Es ist ein Kunststück, die tägliche Post richtig unterzubringen. Meine täglichen Gänge und Konferenzen reissen nicht ab. Oft komme ich nicht dazu, meine Vormittagssuppe einzunehmen. An Urlaub ist meinerseits gar nicht zu denken. Nebenbei muss ich noch meine eigene Steuererklärung bearbeiten. Meine eigenen Leute haben es erheblich besser als ich. Fräulein Opitz ist heute z.B. wieder auf Urlaub gefahren. Sie soll Dieter²⁾ Nüsse und Bücher mitbringen.

Die Fleischer, Frisöre und Bäcker brauchen Hilfskräfte. Die Gräben ersaufen schon jetzt im Wasser. Alle Termophoren¹⁷⁾ müssen mit Ölfarbe nummeriert werden. Mein Büro gibt Unmengen von Urlaubermarken aus. Oftmals in der Woche müssen an der Bahn Kartoffeln, Brot und Kohlen abgeladen werden. Dafür haben wir Bauerngespanne von der Fahrbereitschaft in Glogau gestellt erhalten. Häufig bleiben die Bauern aber plötzlich weg. Dann gibt es lange Telefongespräche mit Glogau. Was überhaupt so auf Reichskosten telefoniert wird, geht auf keine Kuhhaut. Das sehe ich an den Rechnungen. In der Privatwirtschaft wäre ein Betrieb wie das Unternehmen Bartold eine völlige Unmöglichkeit. Aber ich kann mich allein nicht gegen das Ganze stemmen. Ich selbst habe eine warme Bude, ein Glas Wein, eine Zigarre, ein gutes Bett, nette Quartierleute und daher völlig Grund, auch noch ohne Fliegeralarm, zufrieden zu sein. Ich tue, was ich kann, rechne weder auf Dank noch auf Anerkennung, sage jedem, der mich "Pg. Roth" nennt, dass ich nur Vg.⁴⁶⁾ bin, und denke mir so mein eigenes Teil. Mit Frau Fröhlich stehe ich einigermassen und mit den anderen komme ich gut aus, besonders gut mit Frau Nerlich, weil sie ihre Arbeit glänzend leistet. Sehr häufig habe ich Gegensätze auszugleichen, nur darf niemand glauben, dass wir aufs Haar genau alles richtig machen können. In dieser Richtung wird man hier sehr bescheiden.

Am 5. 11. war ich wiederum im Kino. Die Verpflegung ist wieder besser. Heute am Sonntag wollte ich etwas länger schlafen, wurde aber schon früh morgens rausgetrommelt, weil 250 Menschen extra zu verpflegen sind. Ausserdem sollte ein Brief des Bezirkskommandos Hirschberg für mich eingegangen sein. Auf dem Wege zur Turnhalle erfahre ich, dass die Lehrerbildungsanstalt41) heute noch Beuthen verlassen soll. Ausserdem wird ein Kommando von 50 Mann zum Bau eines Panzergrabens nach auswärts abgestellt. Alle diese Leute brauchen Reiseverpflegung. Das Quartieramt hat also wiedermal reichlich Arbeit. Herr Walden war furchtbar aufgeregt. Meine Wohnung liegt so abseits, dass ich nicht so leicht zu finden bin. Auch habe ich kein Telefon in der Wohnung. Das ist alles sehr günstig. Ausserdem war alles über meinen Brief aufgeregt, weil man glaubte, ich würde nun auch eingezogen. Man scheint mich also wirklich für unersetzlich zu halten. Tatsächlich enthielt der Brief aber lediglich ein Formular mit demselben Unsinn, den ich schon x-mal beantwortet habe. Immer wieder die Frage nach der arischen⁴⁷⁾ Grossmutter. Nachmittags konnte ich wenigstens etwas ausruhen. Aber schon um 18 Uhr wurde ich wieder gerufen. In meinem Zimmer habe ich eine Spieluhr entdeckt, die ich stundenlang laufen lasse, obgleich sie nur 8 Stücke besitzt und immer wieder von vorne dasselbe spielt. Jetzt gibt es noch einen Schnaps und dann geht es in die Falle.³¹⁾

7. 11. 1944. Bartold ist unerschöpflich in der Erfindung von Schwierigkeiten. Mit der Verpflegung des Stabes klappt es immer noch nicht. Köhler will immer noch ohne Marken empfangen. Er will ein Stabskasino aufziehen. Dazu braucht er ein Lokal. In dem soll besonders gekocht und gegessen werden. Er will also das Gegenteil von Sozialismus, nämlich Sonderverpflegung für die Bonzen. Dagegen sträube ich mich mit aller Macht. Walden ist mit mir einig. Zunächst ist Köhler mächtiger als wir. Er hat sich hinter seinen Genossen Bürgermeister gesteckt. Der besitzt Beschlagnahmeformulare mit Blankounterschriften des Landrats. Mit diesen Zetteln lässt Köhler das ganze Hotel zum Löwen, in dem der Stab untergebracht ist, und die Weinstube Krüger, in der wir unsere Küchenzettel machen, Inventar und allen Vorräten beschlagnahmen. Das bedeutet den Existenzverlust der Inhaber dieser Gaststätten, das Verdrängen jeglichen Publikums aus diesen Räumen sowie die Enteignung aller Ess- und Trinkvorräte der beiden Häuser. Hinzu kommt die ausschliessliche Benutzung der Räume und des Geschirrs usw. Es soll also ein richtiges Offizierskasino eingerichtet werden, obgleich die Wehrmacht diese Einrichtung auf Anordnang der Nazis abgeschafft hat. Die Beschlagnahmeverfügungen sind auch schon zugestellt. Das erfahren wir bei der heutigen Küchenzettelbesprechung, zu der ich übrigens je einen Koch aus Hangwalde und aus Nenkersdorf zugezogen hatte, damit wir Anregungen erhalten. Es herrscht grosse Empörung über die Beschlagnahme. Ich riet deshalb den beiden Frauen, die den Löwen und die Weinstuben leiten, (die Männer sind auch noch eingezogen) zu einer sofortigen Reise nach Glogau zum Landrat und zum Kreisleiter, denn ich bin überzeugt davon, dass diese gar nichts davon wissen. Tatsächlich waren Frau Nerlich und Frau Krüger in Glogau mit dem Erfolg, dass es einen Riesenskandal gab und Köhler einen Mordsanpfiff bezog. Die Errichtung des Kasinos unterbleibt also. Dafür ist Köhler rasend. Er verlangt von mir erneut, dass ich mich um seinen Stab kümmere, weil er selbst keine Ordnung hineinbekommt. Das lehne ich ab, weil der Leiter des Verpflegungsamtes nicht dazu da ist und weil Fräulein Simon, die Hauptschuldige und die Unfähige, noch immer nicht rausgefenstert ist. Es wird noch so weit kommen, dass Frau Nerlich, Walden und ich die Kabinettsfrage stellen müssen. Jedenfalls haben wir drei uns fest vorgenommen, mit aller Macht gegen Unverschämtheiten vorzugehen und unsere Ämter alle drei zur Verfügung zu stellen, wenn auch nur einer von uns gehen müsste.

Es gibt aber auch andere Abwechslungen. Telefonisch hatte die Gruppe angeregt, dass wir uns mehr um die Dörfer kümmern sollten. So sei z.B. in Gutendorf vieles nicht in Ordnung. Mit einem alten Fahrrad fuhr ich deshalb hinaus und besichtigte 5 Stunden lang von 7-12 Uhr vormittags alles, was besichtigungswert war. Dabei lange Besprechungen mit dem Standortältesten, der Köchin, der Lagerverwalterin und dem Bürgermeister. Ich fand aber ganz normale Verhältnisse vor. Nur waren die Vorräte vielleicht etwas reichlich, denn Vorräte können eigentlich nur entstehen, wenn entweder doch Verpflegungsamt betrogen wird oder die Schanzer nicht alles erhalten, was ihnen zusteht. Gewisse Vorräte sind natürlich in jeder Küche nötig, denn es gibt immer Zeiten plötzlichen Mehrbedarfs. Nicht ideal ist die örtliche Einrichtung der Küche. Zwei Kessel á 300 l besitzt Gutendorf. Was dort abgeändert werden kann, wird veranlasst. Jedenfalls ist das Essen gut und schmackhaft. Leider war es noch nicht fertig, als ich mich mit meinem Rade auf guter Chaussee bis Brieg, 48) kurz vor Glogau, und von da auf total nassen Feldwegen bei Sturm und Regen gegen den Wind nach Schönau begab, wo ein Sonderkommando liegt, das von Gutendorf aus mitverpflegt wird. Auch dort waren die Leute sehr dankbar, dass ich mich überhaupt mal sehen liess, und ich hatte den Erfolg, dass der Bürgermeister seine Mithilfe versprach, die sehr wichtig ist, weil Schönau weit weg liegt und ich daher nicht häufig dort sein kann. Aber auch Schönau hat noch eine weitere Filiale, nämlich das Dorf Mürschau, wo auch noch ein Holzkommando von uns liegt. Leider konnte ich auch in Schönau noch nicht mittagessen, weil überall das Essen erst gegen 4 Uhr fertig ist. Die Schanzer kommen erst um ½5 Uhr von der Arbeit. In Mürschau liegen nur 14 Mann und 5 Frauen. Eine dieser Frauen ist eine Köchin, die den Ehrgeiz hat, selbst zu kochen. Ich werde also veranlassen, dass Mürschau Kalt- und Warmverpflegung direkt in Beuthen beziehen kann, denn es hat ja keinen Zweck, alles das erst über Gutendorf und Schönau gehen zu lassen. Da Mürschau ausserdem 3 km von Schönau entfernt liegt, kommt das Essen auch immer kalt an, weil Thermophore¹⁷⁾ nicht vorhanden sind. In Mürschau kann ich auch gleich beim Ortsbauernführer 10 Ztr. 49) Kartoffeln und 3 Ztr. Mohrrüben einkaufen. Auch in Gutendorf hatte ich in der Ziegelei Anweisung gegeben, dass 200 Ziegel nach Hangwalde geschafft werden, damit dort ein Herd gebaut wird. In Mürschau gab es Kaffee, Milch, Honig und Semmeln²²⁾ als Mittagsersatz.

Gegen 17 Uhr war ich wieder in Beuthen. Dort fand ich viel Post vor, denn Fräulein Opitz war vom Urlaub zurückgekommen, und zwar mit einen Paket, das sie mir aber bis zum morgigen Tag⁵⁰⁾ vorenthalten will. Eine Zigarre rauche ich aber doch schon heute Abend bei Musik meiner geliebten Spieluhr. Fräulein Opitz ist jetzt wieder auch hier meine Angestellte, denn ich habe sie mit Hilfe von einigen Zigarren ihrer Hundertschaft für mein Büro "abgekauft". Ich will sie als Flügeladjutantin ausbilden. Nicht etwa, weil sie ein Engel ist, sondern weil sie noch junge Beine hat und mir manchen Weg abnehmen könnte.

Im Übrigen werde ich öfter solche Dorfbesuche machen. Das ist viel erfreulicher als die ewigen Aufregungen in der Stadt Beuthen, die ich lieber Herrn Walden überlasse. Ausserdem ist ja niemand anders da, der sich um das Land kümmern könnte, denn Walden ist dazu zu alt.

Am heutigen Sonntag, den 12. 11. 1944 werden alle deutschen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren von Bartold und der Stadt Beuthen als Volkssturmmänner⁵¹⁾ vereidigt. Die Massen mussten auf dem Markt antreten, sind aber ziemlich dünn, denn die Mehrzahl der Menschen besteht hier aus Ausländern und Frauen. Ich gehöre natürlich auch dazu, drücke mich aber einfach. Tatsächlich bin ich nicht vereidigt worden. Gegen den Fleischer Hoffmann, der die gesamte Fleischlieferung für Bartold hatte, habe ich Strafanzeige erstattet wegen Betruges und Preistreiberei. Da es sich aber um den grössten Pg.40) in Beuthen handelt, erfolgt daraus nichts. Denn ich hatte die Anzeige auf dem Dienstwege weitergeben müssen. Kurz entschlossen entziehe ich ihm die gesamte Fleischlieferung unter eigener Verantwortung und übertrage sie dem Konkurrenten. Das kann mir schlecht bekommen, aber ich nehme das Risiko auf mich. Merkwürdigerweise hat man mich bisher nicht zur Verantwortung gezogen, nur macht man mir Schwierigkeiten, weil Kliemt natürlich die Gesamtversorgung von Bartold neben der Versorgung für die Zivilbevölkerung nur leisten kann, wenn er von uns Hilfspersonal bekommt. Ich habe die grösste Mühe, das zu erreichen. Infolgedessen bin ich gezwungen, mich über den Stab hinweg mit den Dörfern direkt in Verbindung zu setzen, um Fleischer aufzutreiben. Dabei kommen mir jetzt meine guten Beziehungen zu den Dörfern zugute.

Der Abschnittsleiter, der Stabsleiter und Walden sind seit 9. 11. auf Urlaub. Sie haben mich übereinstimmend gebeten, in dieser Zeit doch nun endlich den Saustall von Stab verpflegungsmässig in Ordnung zu bringen. Ich habe bedingungslose Vollmacht dazu erhalten und deshalb auch diese Aufgabe übernommen. Als erstes warf ich die Stabsverteilerin, Frl. Simon, die ihren Abschnittsleiter "Hans" nannte und duzte, raus und stellte sie

als Zwiebelschälerin in die Küche. Ich verhandelte mit der Eigentümerin des Goldenen Löwen, die mir die Aufhebung der Beschlagnahme ihres Hotels verdankt und daher zu Dank verpflichtet war. Sie versprach deshalb auch jede Hilfe. Dann kommandierte ich eine meiner besten Köchinnen zum Stab und gab ihr noch 2 Hilfskräfte zur Seite, die ich auch erst im Wege des Sklavenhandels mit Zigarren ihren Hundertschaftsführern abkaufen musste. Alle diese Dinge geschehen, ohne irgend jemand weiter zu fragen, und werden später durch Genehmigung der Versetzungen legalisiert. Durch diese 3 weiblichen Wesen liess ich den Saal, in dem die Führerbesprechungen abends stattfinden, gründlich säubern und so herrichten, dass ein anständiger, netter, gemütlicher Raum entstand. Dann wurde eine Liste aufgeführt, um endgültig zu wissen, wer alles beim Stab zu essen hat; ein Gästebuch wird angelegt, in dem Gäste, z.B. von der Wehrmacht, zu guittieren haben, wenn sie Essen erhalten. Es gab Tischtücher, Blumen, Geschirr und Bestecke. Das Essen bleibt genau das gleiche wie dasjenige, was jeder Schanzer erhält. Aber es herrscht Ordnung und Sauberkeit und Pünktlichkeit. Jeder erhält wirklich, was ihm zusteht, auch wenn er aus dienstlichen Gründen nicht pünktlich sein kann. Das Kasino findet sehr schnell Anklang und wird daher auch die Billigung von höchster Stelle erhalten. Die Nazis waren nicht im Stande, dasselbe zu erreichen, weil die Mädels ihnen auf dem Kopf rumtanzten und zu viel wussten.

Zu meinem Geburtstag hatte ich auch Blumensträusse und Blumentöpfe bekommen, die jetzt auch den Tisch des Kasinos zieren. Merkwürdigerweise wusste ganz Beuthen, dass ich am 8. Geburtstag hatte. Unzählige Menschen haben mir gratuliert. Die Besonderheit des Tages empfand ich aber erst abends in meinem Zimmer, wo mir Fräulein Opitz den Inhalt meines Geburtstagspaketes von zu Hause aufgebaut hatte. Deshalb war sie auch die Einzige, die ich zu der sogenannten Geburtstagsfeier einlud. Dabei leerten wir eine Flasche Wein. Fräulein

Opitz merkt jetzt schon, dass das eigentliche Schanzerleben bequemer ist als das meinige. Sie muss den ganzen Tag mit mir durch Dick und Dünn bei jedem Wetter, und ich schicke sie sogar ab und zu nach Glogau, sei es mit einem LKW oder mit der Bahn.

Ich war inzwischen auch in Dreidorf, wo eine neue Hundertschaft eingezogen ist. Es ist allmählich kalt geworden und regnet ununterbrochen. Abends bei völliger Dunkelheit vom Markt in mein Quartier zu gelangen, ist ein Kunststück bei dem entsetzlichen Pflaster, auf dem Riesenwasserlachen stehen bleiben. Die Schuhe sind dauernd nass. Immer noch gibt es Leute, die keine Öfen in den Ouartieren haben.

14. 11. 1944. Heute erhielt ich die Nachricht, dass meine Mutter in Minden i. Westf. schwerste Luftangriffe über sich hat ergehen lassen. Das Radio bringt auch sonst noch Unglücksbotschaften. Heute fiel der erste Schnee. Die Gräben ersaufen und fallen ein, wenn sie noch nicht faschiniert sind. Wir sollen jetzt auch Schanzerorden bekommen. Ich verzichte händeringend auf jede Naziauszeichnung und hoffe, dass es zu einer Verleihung auch gar nicht mehr kommt. Trotzdem müssen wir natürlich neue Listen einreichen. Die Aufstellung des Küchenzettels wird immer schwieriger. Die Nährmittel werden knapp. Aber wir leben natürlich immer noch viel besser als die Zivilbevölkerung. Sogar eine Schnapszuteilung ist erfolgt. 10 Mann erhalten eine Flasche. Natürlich wollte sich der Stab wieder mal die Verteilung vorbehalten. Ich habe aber die gesamte Lieferung in der Turnhalle unter Verschluss und es kann nichts ausgegeben werden, ohne dass ich weiss, wofür. Viele Frauen sollen entlassen werden, obgleich die Arbeiten noch lange nicht fertig sind. Das Quartieramt hat viel zu tun mit der Ausgabe von Kohlen, Bettstellen, Decken und der Auszahlung von Quartiergeldern, mit der jetzt endlich begonnen wird. Die Witterung führt dazu, dass mancher sich drücken will. Deshalb erhalten die Hundertschaftsführer das Recht, strafweise Abzüge bei Kaltverpflegung und Rauchwaren zu machen.

18. 11. 1944. Ich war wiedermal im Kino. Eigentlich hätte ich beim Auswärtigen Amt⁴⁵⁾ sein sollen, aber es ist kein Vergnügen mehr, nachts über Land zu gehen. Die Frauenhundertschaften haben Ferien, denn das Wetter verhindert jede Arbeit im Freien. Ich muss trotzdem den ganzen Tag über unterwegs sein. Fräulein Opitz muss immer mit. Dafür hat sie jetzt endlich langschäftige Holzstiefel bekommen. Der Stab ist mit meiner Kasinoregelung einverstanden, meckert jetzt aber ab und zu über das Essen. Er verlangt mehr Kartoffeln, wogegen ich darauf hinweise, dass die Schanzer auch nicht mehr bekommen können als vorgeschrieben. Eine meiner Köchinnen ist von Haelbig angeschnauzt worden, weil die Hirse angeblich nicht geschmeckt hat. Ich lasse mir das nicht gefallen, denn der Vorwurf war völlig unberechtigt. Ich erzwinge eine Entschuldigung durch Haelbig gegenüber der Köchin in meiner Gegenwart. Das konnte ich, weil unter allen Schanzern helle Empörung herrschte, soweit sie nicht Pgs. waren. Dagegen gibt es auch ab und zu Grund zu klagen. Frau Nerlich beschwert sich über eine junge Dame ihres Büros mit schwierigem Charakter, die sich ab und zu selbst Urlaub bewilligt und sich vor mancher Arbeit zu drücken versteht. Ich drohte ihr mit Versetzung in die Kartoffelschälbaracke und hatte damit den gewünschten Erfolg, denn sie ist sonst in Ordnung. Die Schälbaracke hat nun endlich einen Ofen und Fenster. Es kommt jetzt die Zeit, in der die Kameradschaften kleine Feste organisieren wollen. Dazu brauchen sie Sonderverpflegung und es entsteht ständig die Frage, ob ich das bewilligen soll und in welchem Umfange. Nach Ansicht des Stabes ist alles möglich. Nach meiner Ansicht nicht. Gestern gab es statt Zucker Drops,52) die ich für Dieter zu Weihnachten aufhebe. Meine Nachrichten aus Hirschberg sind beruhigend. Die Praxis geht gut. Die Strafsachen mehren sich. Ich hoffe, zu Weihnachten auf Urlaub kommen zu können. Die Wehrmacht zieht immer mehr Leute ein. Die meisten gehen nur ungern von hier fort, denn sie werden es trotz aller Mängel nicht überall so gut haben.

30. 11. 1944. Es ist kalt und trocken geworden. Auch die Frauen müssen wieder schanzen. Es ist sogar Urlaubssperre verhängt. Die Wehrmacht kümmert sich jetzt mehr um unsere Arbeiten und hat dauernd Extrawünsche, die sich häufig widersprechen. Der Abschnittsleiter macht uns weiter das Leben schwer. Wir sollen wieder mal selbst Brot backen. Es soll Weissbrot ausgegeben werden. Der Stab verlangt sogar Semmeln.²²⁾ Die Zeiten der Verpflegungsausgabe sollen geändert werden. Die derzeitige Freundin des Abschnittsleiters wird frech und droht mir sogar mit der Autorität ihres Galans. 53) Da kommt sie bei mir aber gerade an den Richtigen. Die Verpflegung wird eintöniger, es gibt kein Gemüse. Das Mehl wird schlechter. Anstatt Kranke nach Hause zu schicken, wird ihnen die Verpflegung gekürzt. Täglich kommen Waggons an, die entladen werden müssen, oft bei Dunkelheit. Dabei wird viel gestohlen. Das Amtsgericht Beuthen wird aufgelöst und schliesst seine Pforten. Unsere Büros sollen das Gerichtsgebäude verlassen, wogegen wir uns aber sträuben.

Mein Referendar teilt mir mit, dass er zur Arbeitsfront dienstverpflichtet worden ist und ich daher mit Beginn des neuen Jahres ohne Vertreter sein werde. Das bedeutet praktisch, dass eine grosse Anzahl von politischen Häftlingen ohne Verteidigung sein wird, denn es melden sich in unserem Büro täglich bis zu 17 neue Strafsachen. Meine Schwester hat mir ihr Testament zugesandt. Ich habe es beim Amtsgericht Beuthen hinterlegt. Das war die letzte Amtshandlung dieses Gerichtes. Die Amerikaner stehen in Strassburg. Sie werden bald den Rhein überschreiten. Die Zukunft wird immer düsterer. Deshalb gehe ich auch fast jeden Sonnabend ins Kino.

7. 12. 44. Ich habe Weihnachtsurlaub beantragt. Ich muss mich mindestens um einen Vertreter kümmern. Vielleicht bin ich nächstens beim Volkssturm oder bei der Wehrmacht oder bei der Industrie. Meiner Mutter habe ich angeboten, nach Hirschberg zu ziehen. Darauf hat sie nicht geantwortet. Inzwischen hatte Minden i./Westf. wieder einen schweren Angriff. Hier werden Feste gefeiert, weil Schnaps ausgegeben wird. Auch unser Verpflegungslager hat einen netten Kameradschaftsabend hinter sich, den Frau Nerlich bestens organisiert hatte. Dabei wurde ein Hahn und eine Torte amerikanisch versteigert; beide brachten 500 RM²⁴⁾ zur Deckung der Unkosten. Auch eine andere Kameradschaft hatte ein ähnliches kleines Fest sehr nett ausgestaltet. Es gab sogar Vorführungen, Tischkarten, Gedichte, Wahrsagungen. Ich erschien gegen 24 Uhr als Nikolaus und verteilte Geschenke unter Anbringung anzüglicher Bemerkungen für den einzelnen Empfänger. Dann wieder wurden wir im Kino zusammengetrommelt, wo uns nachmittags ein Fachmann einen Vortrag hielt über Spionageabwehr, Sabotageversuch usw. Bei der grossen Anzahl von Ausländern ist das ein sehr aktuelles Thema. Aber ich bin überzeugt davon, dass die Russen von der Spionage mehr verstehen, als wir uns träumen lassen.

Ein andermal wieder war ich in Glogau, um mit dem Landgerichtspräsidenten über die Belassung unserer Büros in den Räumen des Amtsgerichts Beuthen mit Erfolg zu verhandeln. Schliesslich war ich auch wieder in Carolath. Ich lese jetzt das Buch von Venatier: "Vogt Bartold". Das Buch beschreibt die Besiedlung Schlesiens durch die Deutschen im Anfang des 13. Jahrhunderts. Es ist interessant zu lesen, politisch im ganzen gesehen aber eine grosse Torheit, denn es ist ein Propagandamittel für die Polen, wenn sie später mal behaupten wollen, Schlesien sei ja von den Deutschen geraubt worden. Wenigstens begeht der Verfasser keine Geschichtsfälschung, denn er stellt die Schlacht bei Liegnitz im Jahre 1241 richtig als eine Nieder-

lage der Deutschen Ritter⁵⁴⁾ dar, während die Nazizeitungen im Jahre 1941 die 700. Wiederkehr des "Sieges" bei Liegnitz verkündeten.

Mo., 11. 12. 1944. Heut kamen alle Urlaubsgesuche zurück und zwar in Gestalt einer langen Liste von Namen, neben denen ein Vermerk stand. Bei mir lautete dieser: Entlassung abgelehnt, 5 Tage Urlaub. Das passte mir nicht, denn ich hatte weder meine Entlassung beantragt, noch etwa nur 5 Tage Urlaub. Ich setzte mich also telefonisch mit dem Adjutanten²⁰⁾ der Gruppe in Verbindung und erfuhr, dass er mein ausführlich begründetes Urlaubsgesuch gar nicht gelesen hatte. Ich reichte also mein Urlaubsgesuch mit einem Zusatz nochmals ein. 5 Tage Urlaub erhält nämlich jeder, und zwar entweder vom 21. - 25. 12. oder vom 22. - 26. 12., vom 28. 12. - 1. 1. oder vom 29. 12. - 2. 1., 2/3 sollen zu Weihnachten fahren, 1/3 zu Neujahr. Die Leute sollen auch auf die verschiedenen Bahnverbindungen verteilt werden. Ausländer sollen keinen Urlaub bekommen. Für die 5 Tage bekommen wir Urlauberkarten für 7 Tage. Ausserdem soll jeder 250 gr. Wurst und Schnaps bekommen. Wer über Weihnachten hier bleibt, braucht an den Feiertagen nicht zu arbeiten. Bis dahin habe ich aber immer noch viel zu tun. Ich besuche wieder mal die Dörfer: 3 Tage hintereinander war ich in Carolath und heute in Nenkersdorf.

12. 12. 1944. Heute war ich in Friedrichslager, wo nur ein ganz kleines Kommando liegt, das von Nenkersdorf aus versorgt wird. Auch dort war man erfreut über meinen Besuch. Ich kann immer viel von meinen Erfahrungen verwenden. Ich gebe Anregungen, Anerkennungen oder stelle anderes ab. Die Leute leben auf den Dörfern mit den Bauern, als wenn sie zu deren Familie gehörten. Sie haben eigentlich nichts auszustehen. Anschliessend war ich auch wieder mal in Mürschau, wo sich der Ortsbauernführer wieder über meinen Besuch freute. Ich benutzte die Gelegenheit, um seinem Töchterchen von 7 Jahren

die Schularbeiten auf der Schiefertafel zu korrigieren. Mit den anderen Kindern turnte ich und machte sonstigen Jux. Schliesslich fuhr ich sogar noch nach Dreidorf hinüber. Die dortige Hundertschaft rückt nächstens ab und ich sorgte dafür, dass sie nicht mehr mitnimmt, als ihr gehört. Zum Mittagessen bin ich meist wieder in Beuthen.

Mi., 13. 12. 1944. Neuerdings sollen die Mädels sogar 6 Tage Urlaub erhalten. Wer zurückbleibt, soll durch Karpfen, Schnaps, Pfefferkuchen, Wurst und wer weiss was alles noch, entschädigt werden. Heute Nachmittag kam der Kreisleiter mit grossem Stabe. Er liess alle Frauenhundertschaften und auch die Mädels meiner Büros in den Saal des Hotels zum Löwen kommen. Dort wurde ihnen gesagt, dass alle weiblichen Wesen von 18 - 35 Jahren Flak-Helferinnen werden könnten; sie müssten sich dann aber sofort melden, erhielten 2 Paar seidene Strümpfe und würden schon morgen entlassen. Es meldeten sich sehr viele und erhielten sofort ihren Entlassungsschein. Bis zum 22.12. bekommen sie Urlaub und müssen dann ihren Dienst antreten. Auch die älteren Jahrgänge könnten entlassen werden, wenn sie in die Rüstung wollten. Auch dazu meldeten sich mehrere. Auf diese Art wird während des Winters ein grosser Teil der Mädels aus den Gräben herausgezogen und doch wieder erfasst. Manche Entlassung reisst eine schwer schliessbare Lücke, namentlich in den Büros. Ich trage bei der Gelegenheit dem Kreisleiter meine Urlaubswünsche vor. Er war offenbar in sehr guter Laune und ich erhielt nun endlich Urlaub vom 20. 12. bis 15. 1. Man muss eine solche Laune ausnutzen und deshalb erbat ich mir für dieselbe Zeit auch Urlaub für Fräulein Opitz, die mir allerdings dann in meinem Büro in Hirschberg zu Arbeiten zur Verfügung stehen sollte. Auch das wurde bewilligt und das alles geschah an einem 13. und "freitags".

25. 12. 1944. Es war gut, dass ich nicht mit dem allgemeinen Trupp losgefahren bin. Es sollte ein Extrazug gehen, der aber

wiedermal nicht pünktlich zur Stelle war. Auch die Weihnachtsgaben sollen z.T. zu spät gekommen sein. Ich bekam wenigstens mein Kommißbrot, meine Leberwurst und meine Rauchwaren mit. Am 20. 12. standen Fräulein Opitz und ich schon um 4,30 Uhr am Bahnhof. Es ging über Neusalz, Sagan, Kohlfurt, Lauban nach Hirschberg, wo wir um 10 Uhr früh eintrafen. Mein Koffer war sehr schwer, denn ich hatte einen Steinbaukasten für Dieter²⁾ mit. Nachdem ich diesen zu Hause abgestellt hatte, ging ich ins Gymnasium und traf Dieter während einer Pause auf dem Schulhof. Er war sprachlos, denn er hatte mich erst nachmittags erwartet. Es war sein letzter Schultag. Er brachte eine Zensur heim, mit der man zufrieden sein konnte: Latein, Geographie und Religion gut, alles andere befriedigend. Deutscher Aufsatz ist nicht seine Stärke, das war bei seinem Vati genauso. In Latein schmeissen sie schon mit Konjunktiven⁵⁵⁾ herum. In Deutsch lernen sie, im Gegensatz zu früher, genauso Grammatik wie im Lateinischen. Das ist sicher eine Verbesserung, zumal ich heute noch nicht weiss, wie die grammatikalischen Ausdrücke auf deutsch heissen. Nach der Schule besorgten wir zunächst gemeinsam einen Weihnachtsbaum. Des Schmücken des Baumes mit Lametta, Äpfeln und Lichtern macht wie jedes Jahr grosses Vergnügen. Dann machte ich einige Besuche und Besorgungen. Dieter geht mir dabei nicht von der Seite.

Sofort fallen mich auch die kleinen täglichen Sorgen wie eine Meute an: Kohlen, Holz, Glühbirnen, Briketts usw. Im Büro erhielt ich einen festlichen Empfang mit Blumen und Willkommensgruss. Der Koks für die Büroheizung geht zu Ende. Die Heizung funktioniert nicht. Ich muss persönlich zentnerweise Russ aus dem Ofen holen. Dazu muss man Rechtsanwalt sein. Sonst aber ist alles wohl und munter. Dr. Ablaß aus Hamburg ist wieder mein Notariatsvertreter. Dieter stellt wieder jeden Abend seinen Schuh vors Fenster. Dafür hatte ich manches mitgebracht. In der 1. Nacht träumte mir, ich sei irgendwo an der

Front als Zivilist ohne Waffen. Der Feind schoss nicht. Ich befand mich auf einem Fabrikgelände mit Blick ins Freie frontwärts. Da sah ich plötzlich vor mir überall in ziemlich regelmässigen Abständen schachbrettartig kleine blaue Flammen aus der Erde kommen, so ähnlich wie bei einem Gasbadeofen, nur riesengross. Die Flammen wurden grösser und heller. Ein Durchkommen war nicht möglich. Als ich mich umblickte, züngelten die gleichen Flammen auch schon hinter mir. Es war höchste Zeit zu retirieren,⁵⁶⁾ und ich kam auch wirklich noch durch. Ich hielt diese Feuer für die neuesten Waffen unserer Gegner.

Gestern Abend war bei uns Bescherung. Es gab doch noch ziemlich viel für das 6. Kriegsjahr. Dieter freute sich sehr über den Steinbaukasten, mit dem er die Beuthener Brücke herstellen konnte, die ich ihm aufzeichnen musste. Sogar ein Pfefferkuchenhäuschen war noch da und "Gullivers Reisen". Selbst Äpfel und Nüsse vervollständigten das Bild. Aus Beuthen hatte ich noch eine Liegnitzer Bombe und eine Marzipanwurst mitgebracht. Der Weihnachtsbaum hatte noch 11 Lichter. Da mir Dieter auch etwas schenken wollte, klingelte er und tat so, als wenn der Briefträger eben einen Brief für mich abgegeben habe. Der Inhalt dieses Briefes war folgender:

"Lieber Vati! Diese 4 ungestempelten Briefmarken schenke ich Dir zu Weihnachten. Ich will Dir damit eine Freude machen, weil ich weiss, dass Du ungestempelte Briefmarken sammelst. (Woher ich das weiss, dass Du ungestempelte Marken sammelst, brauchst Du nicht zu wissen!) Nun für dieses Weihnachtsfest genug und herzliche Grüsse sendet Dir

Dein eigener

Dietrich!"

Diesem Brief lagen 4 ungestempelte deutsche Inflationsmarken bei. Was ich bei Erhalt des Briefes empfand, deutet die Tatsache an, dass ich ihn hier wörtlich wiedergebe. Er hatte offenbar nichts Anderes zu schenken und sich doch sehr gefreut, dass ich da bin. Von 16 - 18 Uhr hatte Dieter schlafen müssen, damit er abends die 2. Bescherung bei der Oma überstehen könne. Dort bekamen Dieter und sein Vetter Günther Krause als Hauptgeschenk von Onkel Fritz Mertin einen ziemlich grossen holzgezimmerten naturgetreuen deutschen Panzer, der sogar auf Holzketten fährt und einen schwenkbaren Gefechtsturm hat. Der erste Erfolg waren Löcher in den Strümpfen. Dieter wurde um 24 Uhr bei der Oma aufs Sofa gelegt. Am 25. assen wir zu Mittag im "Braunen Hirschen" bei Herrn Härtlein, der früher mein Koch in Nenkersdorf war.

Mo., 8. 1. 1945. Seit Anfang Januar bin ich täglich unterwegs, weil sehr viel zu besorgen ist. Kohle, Holz, Schneider, Büro, Gericht, Staatsanwaltschaft, Gefängnis, Arbeitsamt, Kreisleitung. Am 5, 1, war ich in Breslau bei der Anwaltskammer, Niemand will mir einen Vertreter besorgen. Alle sprechen sich gegen ein Entlassungsgesuch aus, weil ich dann entweder zur Wehrmacht oder in die Industrie muss. Mit meiner Rückkehr in die Praxis ist also nicht zu rechnen. Selbst wenn ich bei Bartold entlassen würde, müsste ich in Hirschberg Volkssturm-, Luftschutz- und Polizeidienste machen und sonntags auch noch schanzen. Ich bin also mehr dafür, dass ich einen neuen Vertreter bekomme. Auswahl gibt es nicht. Man nennt mir aber die Adresse einer Assessorin, Fräulein Barth, die ich auch telefonisch erreiche. Sie war am 6. 1. hier und will am 21. 1. ihren Dienst bei mir antreten. Sie kann neben dem Büro schlafen. Mein Referendar Mücke sollte eigentlich von der Arbeitsfront so viel Zeit erhalten, dass er noch einiges für mich erledigen konnte. Am 2. 1. erhielt er aber seine Einberufung zur Wehrmacht. Bezeichnenderweise wurde diese binnen 1/2 Stunde durch Arbeitsfront und Kreisleitung beim Wehrmeldeamt rückgängig gemacht. Man sieht also deutlich, wer den Kriegseinsatz sabotierte, denn ein Rechtsberater bei der Arbeitsfront scheint mir jetzt sehr überflüssig zu

sein. Dabei trumpft die Arbeitsfront jetzt auch noch auf und erklärt, dass, wenn sie jetzt Herrn Mücke freibekommen habe, dieser dann natürlich nicht für mich arbeiten könne. Ich kümmere mich dann beim Arbeitsamt auch noch um einen neuen Lehrling. Im Büro ist auch nicht mehr alles so, wie es war. Das Verdunklungspapier ist zerrissen, die Akten werden nicht mehr so geführt, wie ich es gewohnt bin. Ich habe sämtliche Reichsgesetzblätter nachgelesen. Meine Korrespondenz muss erledigt werden. Ich prüfe die Abrechnungen seit 1. 7. 1944 und mache die Steuererklärung für das Jahr 1944. Ich kümmere mich um meinen Vogel⁵⁷⁾ und wasche sein Bauer. Selbst das Heizen muss ich vormachen. Ich sortiere Kleidung aus, die abgegeben werden kann. Dieters Skier müssen repariert werden. Schuhe müssen besohlt werden.

Dieter macht mir ständig viel Freude, obgleich ich mich zu Hause nicht mehr wohl fühle. Man fühlt sich schon fremd, geduldet, überflüssig und störend. Dazu kommen noch nette Bartoldnebenaufgaben. Da ist eine Frau Schirrmacher im Büro des Unterabschnitts in Beuthen. Ihre Tochter arbeitet in einem meiner Büros. Ich bekomme telefonisch die Nachricht aus Beuthen, dass diese beiden Damen wahrscheinlich Lebensmittel unterschlagen und mit nach Hirschberg auf Urlaub genommen haben. Ich soll sie mit der Krim.-Polizei am Bahnhof abfangen und Haussuchung machen lassen. Eine nette Urlaubsbeschäftigung. Auch der Lagerführer Neugebauer aus Beuthen steht in ähnlichem Verdacht. Sein Sohn ist wegen irgendwelcher Unterschlagungen verurteilt worden. Gegen ihn läuft ein ähnliches Verfahren, das aber wohl eingestellt werden wird. So zieht Bartold seine Kreise bis hierher. Der Chef unseres Abschnittsleiters Haelbig ist ein alter Demokrat. Er erzählt mir manches über Haelbig, der erst 46 Jahre und k-v⁵⁸⁾ ist. Ausserdem soll ich auch noch Testamentsvollstrecker werden, was ich aber ablehnen muss, weil ich dazu gar nicht in der Lage bin. Fräulein Opitz arbeitet seit dem 2. 1. wieder bei mir im Büro, viel zu tun ist aber nicht. Wir sehnen uns beide zurück nach Beuthen.

So., 14. 1. 1945. Dieter schläft schon. Meine Koffer sind gepackt. Morgen früh 5,40 Uhr fährt der Zug. Ich will den Abschied nicht länger hinausschieben, obgleich ich später fahren könnte. Die Schule fängt wegen Kohlenmangels erst am 22.1. wieder an. Ich werde mich von Dieter erst morgen früh um 5 Uhr verabschieden. Dann kann er mit seinem Schmerz im Bett bleiben, denn der Abschied wird ihm sehr nahe gehen. Wer weiss, ob wir uns jemals wiedersehen. Gestern sagte er zu mir, es sei doch merkwürdig, wie viel kürzer die letzten Tage meines Urlaubs seien, als die ersten. Heute Nachmittag haben wir gemeinsam meinen Koffer gepackt und dann lag Dieter mit mir zusammen in seinem schlecht geheizten Zimmer auf einem Sofa unter einer Decke. Ich musste ihm vorlesen aus dem Buch: "Der Musketier des Königs." Nach dem Abendessen versagte Dieters Kraft, sich tapfer zu halten. Es kamen die Tränen, er schämte sich und kroch deshalb unter den Tisch. Ich brachte Dieter zu Bett und las ihm noch "Die Schlacht bei Mollwitz"59) vor. Dann drehte ich das Licht aus.

Die letzte Entscheidungsschlacht im Osten und Westen hat jetzt begonnen. Ich sehe immer schwärzer in die Zukunft. Ich glaube nicht, dass ich noch lange bei Bartold bleibe. Ich ahne starke Veränderungen und bin daher nicht bester Stimmung. Ich kann nur hoffen, dass das Glück, das mich persönlich und wohl auch die ganze Familie bisher begleitete, mich, wenn auch unverdienterweise, nicht ganz verlassen wird.

Mo., 15. 1. 1945. Ich bin also jetzt wieder in Beuthen. In Glogau kamen wir mit einer Stunde Verspätung an und verpassten daher den An-schluss. Beim Auspacken des Koffers merke ich, dass ich aus Versehen einen Trauerflor mitgenommen habe. Hoffentlich hat das nichts Schlechtes zu bedeuten. In Beuthen

liegt viel weniger Schnee als in Hirschberg. Es ist auch nicht kalt. Zur Begrüssung gab es bei Prüfkes Kaffee und Kuchen. Abends musste ich gleich wieder Küchenzettel mitmachen.

17. 1. 1945. Jetzt wird es auch in Beuthen brenzlig. Bisher hatten die Schanzer plötzlich Spielzeug anfertigen müssen. Es war ernstlich daran gedacht, Bartold aufzulösen. In der gestrigen Führerbesprechung klang das völlig anders. Wir bekommen Ersatz und müssen schanzen, dass es mal so hagelt. Es sollen Bunker, Unterstände, MG-Stände, 36) Ausweichstellen und Beobachtungsstellen gebaut werden. Dabei ist noch nirgends etwas restlos fertig. Die Wehrmacht drängt plötzlich mächtig. Die Russen stehen nördlich Kattowitz und südlich Königsberg. Kreuzburg / Oberschlesien wird geräumt. Unser Fleischer ist erkrankt. Wir müssen also alles Fleisch aus Glogau besorgen. Der LKW ist aber nicht in Ordnung. Ersatz erhalten wir erst nach langem Telefonieren. Ich werde eine eigene Fleischerei einrichten müssen.

18. 1. 1945. Es muss jetzt doch etwas mit der Einrichtung einer Fleischerei werden, sonst stehen wir ohne Fleisch da. Auf dem Markt ist eine Fleischerei, die geschlossen ist. Der Eigentümer des Hauses wohnt in Glogau. Der Pächter ist eingezogen. Seine Frau wohnt im Hause. Es gibt äusserst schwierige Verhandlungen. Ich muss die Fleischerei unbedingt haben und die Frau sträubt sich natürlich mit Händen und Füssen dagegen. Ich will möglichst schonend vorgehen und sie wird möglichst ausfallend. Ich brauche ihre Schlüssel und ihr Inventar und sie findet alle möglichen Ausreden. Aber ich hoffe, dass wir doch noch zu einem glücklichen Ende kommen. Ich brauche den Laden, verschiedenes Handwerkszeug und den Kühlraum. Leider bin ich auch noch davon abhängig, dass der Bürgermeister mir eine Beschlagnahmeverfügung gibt. Die Angelegenheit drängt immer mehr, denn je schlechter die militärische Situation wird, desto eher werden wir völlig auf uns allein angewiesen sein.

Die Russen sind schon in Litzmannstadt,⁶⁰⁾ das wohl die längste Zeit so geheissen haben wird. Je mehr ich aber zu tun bekomme, desto besser geht es mir eigentlich. Jedenfalls gesundheitlich. Viel frische Luft und Bewegung macht jünger. Dabei wächst auch mein Humor.

Ich habe schwierige Verhandlungen mit dem Landgerichtspräsidenten von Glogau in Beuthen geführt. Er hat die üblichen bürokratischen Bedenken gegen unser Verbleiben im Amtsgericht. Er befürchtet das Verschwinden von Akten und die Verletzung des Dienstgeheimnisses, dadurch, dass wir Akten lesen könnten. Das Interesse dafür ist aber allgemein sehr gering und bisher sind noch keine Akten verschwunden. Wir sollen nun zwar im Hause bleiben, aber in anderen Räumen. Ich stelle die Bedingung, dass vorher gewisse bauliche Änderungen vorgenommen werden. Damit ist der Präsident merkwürdigerweise einverstanden und wir beide halsen die Durchführung der erforderlichen Massnahmen dem Bürgermeister auf. Dieser sträubt sich energisch und wird in der üblichen Naziweise frech und anmassend gegenüber dem Präsidenten, der ein älterer Herr ist. Da kommt er aber bei diesem an den Verkehrten, denn der Präsident entpuppt sich als angeblich uralter Kämpfer und es ist belustigend, anzuhören, wie die beiden Bonzen sich gegenseitig die Wahrheit sagen. Der lachende Dritte dabei bin ich natürlich, denn ich nehme mir fest vor, nicht zu weichen; und bis die Veränderungen durchgeführt sind, ist der Krieg zu Ende. Inzwischen ist Warschau gefallen. Ich rechne mit baldigen Fliegerangriffen auf Beuthen und Hirschberg.

20. 1. 1945. Wir tanzen auf einem Vulkan. Die Katastrophe steht kurz bevor. Beuthen ist über die Kriegslage entsetzt und amüsiert sich doch. Wir können nicht fliehen und auch nicht verschwinden. Wir können nicht einmal unseren Frauen und Kindern einen Rat geben, und der Russe steht 70 km vor Breslau, in Ostpreussen und in Oberschlesien. Wer das Denken noch nicht

verlernt hat, muss das alles für den Anfang vom Ende halten. Es fragt sich nur noch, wieviel Menschen bis dahin noch sterben müssen, wieviel Häuser noch bersten und wieviel Kinder noch jammern werden. Die Partei ist kopflos, will mit dem Kopf durch die Wand und kämpft offenbar nur noch um ihre eigene Existenz. Denn was hülfe es, wenn wir die Winteroffensive der Russen noch überstünden? Dann käme die Frühjahrsoffensive, die Sommer- und Herbstoffensive. Unsere Zeitungen schreiben nur noch von Riesenverlusten der Russen an Menschen und Material, die sie mit unseren Maßen messen. Viele Züge fallen jetzt schon aus. Die Verspätungen sind ungeheuer. Es treffen die ersten Flüchtlinge ein. Der Volkssturm⁵¹⁾ soll helfen. Was wir davon sehen, ist jammervoll: ohne Waffen, ohne Uniform, ohne Munition, ja sogar ohne Verpflegung. Es bedarf aller Energie meinerseits, um zu verhindern, dass der hungrige Volkssturm mein Magazin plündert. Das liegt ihm sehr nahe, denn er ist ja genauso eine Parteiorganisation wie das Unternehmen Bartold. Und doch tun mir die Leute leid, denn sie sind ja auch nicht freiwillig dabei, und wer von ihnen geschnappt wird, muss als Partisane mit dem schlechtesten Schicksal rechnen. Nur die Volkssturmführer, also Kompagnie- und Batallionsführer, sind zufrieden, dass sie wieder mal einen Posten ergattert haben, und gebärden sich wie kleine Hitlers. Sie sind auch jetzt noch fest davon überzeugt, dass die Partei den Krieg gewinnen wird. Von neuen Waffen ist nicht mehr die Rede. Selbst nicht mehr von neuen Regimentern, denn die 15jährigen sind ja schon eingezogen. Die "Vorsehung" heisst manchmal schon wieder "lieber Gott". Aber Beuthen amüsiert sich bei bunten Abenden und im Kino. Auch ich war heute im Kino. Es gab die "Zaubergeige". Wahrscheinlich mein letzter Film.

Mo., 22. 1. 1945. Der Krieg kommt immer näher. Namslau brennt. Oppeln haben die Russen. Die Russen bei Kalisch.⁶¹⁾ Seit heute hört die Post auf zu arbeiten. Alle Eil- und D-Züge⁶²⁾ sind ausgefallen. Die ersten Wehrmachtspanzer stehen auf dem

Markt. Die Wehrmacht ist bei uns eingezogen, der Krieg ist da. Das bedeutet eine langsame, aber ständige Verdrängung von Bartold. Unser Stab ist aus dem Hotel zum Löwen schon rausgeschmissen. Der Kreisleiter ist sang- und klanglos ausgerückt. Er hat die Führung seiner Gruppe in Glogau im Stich gelassen und ist nach Hirschberg geflohen. Wir sind also praktisch ohne Vorgesetzten. Die Zeit ist also sehr geeignet dafür, dass auch unser Oberbonze auf Urlaub fährt. Selbst Herr Walden ist in Hirschberg. Auf mir lastet also wieder mal die ganze Verantwortung allein. Das fängt damit an, dass ich einen Geheimbefehl erhalte, in dem ich persönlich verantwortlich gemacht werde dafür, dass bei einer evtl. Flucht nichts zurückbleibt.

Zunächst denke ich aber nicht an Abrücken, sondern an Aufbau. Mit viel Geduld, Überredung, Nachdruck und grosser Mühe ist es mir gelungen, den Fleischerladen in Ordnung zu bringen. Mittags war alles geräumt, ausgefegt, aufgewischt; Dezimalwaage, Schnellwaage, Gewichte, Türschloss, Gefässe und was sonst nötig ist, war beschafft. Es steht mir ein Fleischer zur Verfügung und dieser hat eine Gehilfin. Um 16 Uhr trifft der LKW mit Fleisch und Wurst aus Glogau ein. Wahrscheinlich wird es die letzte Lieferung sein. Grösste Anerkennung zolle ich dem Fahrer des LKW, einem Flamen, der mit einem Russen zusammen die ganze Arbeit allein gemacht hat. Eine solche Fahrt nach Glogau und zurück ist nicht einfach. Es fehlt Holzkohle und Gasholz,63) unterwegs sind ständig Reparaturen nötig. Das Auf- und Abladen müssen die Leute selbst machen. Die Fahrt dauert hin und zurück normalerweise 2 Stunden. Dazu brauchen die Leute jetzt den ganzen Tag, denn die Strassen sind alle verstopft. Niemand will den anderen vorlassen. Jeder kommandiert, wie er will. Ich bin also gezwungen, dem LKW eine Respektsperson mitzugeben, deshalb ernenne ich zum Transportführer einen gemütlichen Mann in SS-Uniform. Er ist krank, deshalb bei Bartold und hat wohl noch niemand etwas zu Leide getan. Er hat den Auftrag, rücksichtslos gegen alle

Parteistellen vorzugehen, die meine Transporte irgendwie hindern wollen. Meine Ausländer können das nicht allein. Der Mann hat eine Pistole und führt seine Aufgabe richtig durch. Mit dem Russen und dem Flamen versteht er sich sehr gut. Er muss auch noch Fleisch, Brot und Butter holen.

Ich setze mich mit der OT⁴⁴⁾ in Verbindung, damit diese für eine evtl. Räumung Fuhrwerke vorbereitet. Alles das veranlasse ich mit grösster Ruhe und Wurstigkeit, weil ich weiss, dass das in so aufgeregten Zeiten abfärbt. Ich setze mich mit der Post in Verbindung und sortiere dort die Briefe, die noch eingegangen sind, aber nicht mehr ausgetragen werden, oder die dort liegen und nicht mehr abgehen. Verpflegungsstärkemeldungen werden nicht mehr gemacht. Ein Gerücht und Befehl jagt den anderen. Bald heisst es, wir rücken alle ab, dann wieder: nur die Mädels. Ich sorge dafür, dass meine Büros davon zunächst auf keinen Fall betroffen werden. Die Gesamteinrichtung des Verpflegungsamts arbeitet normal. Tatsächlich werden viele Mädels entlassen. Die Bahnfahrt wird herrlich werden. Manche aber sollen auch mit Trecks abfahren. Wir beschaffen uns grosse Leiterwagen und Ochsen, die mit Gepäck und Stroh beladen werden. Dazu gehören eine Anzahl von Menschen, die ihre Verpflegung auf den Wagen packen und zu Fuss losschieben. In der Stadt Beuthen sind solche Gespanne natürlich nicht zu erhalten. Aber das rechte Oderufer wird schon geräumt. Da gibt es solche Dinge in Massen.

Seit gestern fahren Tag und Nacht unaufhörlich kilometerlange Trecks durch die Stadt Beuthen. Das Elend ist riesengross und kaum mit anzusehen. Es ist bitterkalt. Der Schnee liegt verhältnismässig hoch. Auf den Flüchtlingswagen liegt alles durcheinander: Betten, Kinder, Frauen, Möbel, kranke Männer und Kriegsgefangene. Sie alle ziehen in Scharen nach Nordwesten. Sie kommen vom rechten Oderufer, z.T. schon sehr weit her. Sie erzählen Dinge, die wie Schauermärchen klingen. Die Ochsen

können nur sehr schwer laufen in dem tiefen Schnee. Manche sind schon tagelang unterwegs. Alles drängt über die Beuthener Brücke. Die Strassen sind in beiden Richtungen ständig verstopft. Die Wehrmacht kann kaum noch durchkommen. Warmes Essen fehlt. Kinder werden auf den Wagen geboren und sterben. Vieh liegt an den Strassenrändern. Mancher Wagen wird umgekippt, weil er zu schwer ist oder die Ochsen nicht mehr mitmachen. Das Kino ist geschlossen. Nachts werden die Trecks mit Hunderten von Wagen auf dem Markt in einem grossen Kraal zusammengefahren. Die Flüchtinge werden in den Kinosaal zum Schlafen geschafft. Dort wird geheizt und Suppe gekocht. Wir tun alles, um den Flüchtlingen wenigstens einiges abzugeben. Wir holen Vieh vom rechten Oderufer; unsere Bartoldstützpunkte auf dem rechten Oderufer, wie z.B. Lindenkranz, Hohenborau, Carolath sind geräumt. Die Bevölkerung ist geflüchtet. Unsere Kücheneinrichtungen sind einfach liegen geblieben. Die örtlichen Verpflegungsleiter, meist Pgs. und sonstige Lamettaträger,²¹⁾ sind einfach mit ausgekniffen. Massenhaft sehen wir auch Soldaten bei den Trecks. Das sind angeblich alles "Versprengte". In Wirklichkeit handelt es sich um Deserteure. Ihre Waffen haben sie fortgeworfen. Die Bilder von 1918 kommen mir in Erinnerung.

Unsere Dörfer <u>links der Oder</u> sind noch belegt. Die Wehrmacht macht sich immer mehr breit. Sie verlangt Räume und Ausrüstungsgegenstände von uns. Ich stelle ihr Küchen und alles zur Verfügung, was ich nur einigermassen entbehren kann, denn es ist mir völlig klar, dass Bartold ein sterbendes Unternehmen ist, während die Wehrmacht hier aufzubauen versucht. Ich bin also nicht nur für Bartold, sondern auch für die Wehrmacht und die Flüchtlinge eine immer wichtiger werdende Persönlichkeit. Das aber ist es gerade, was mich mit der Lage aussöhnt, denn ich tue alles, was nur möglich ist. Ich hole persönlich Kinder von den Wagen und bringe sie in mein geheiztes Büro. Teils haben sie nicht einmal Schuhwerk an. In meinem Büro sind dauernd

50 bis 60 Kinder und Mütter, die dort Suppe erhalten. Es hat getaut und dann wieder gefroren. Die Trecks leiden darunter noch mehr. Ich verteile auch Heizkissen auf die Wagen. Diese Kissen sind sehr praktisch, denn sie sind mit chemischen Salzen gefüllt, die durch Zusatz von etwas Wasser für ein paar Stunden sehr grosse Hitze ausströmen. Unter die Männer verteile ich Zigaretten. Davon erhalten auch die Kriegsgefangenen, die als Knechte der einzelnen Bauern das Elend ja genauso mitmachen müssen wie die anderen.

Die Stimmung unter der Beuthener Zivilbevölkerung ist natürlich sehr gedrückt. Sie packt auch bereits. Bartold aber schanzt weiter. Es wird ein Brückenkopf gebaut. Die Wehrmacht hilft mit 400 Mann. Das Auswärtige Amt⁴⁵⁾ zieht nach Bukow in der Mark. Heute Abend mussten wieder Tausende von Flüchtlingen in der Stadt bleiben. Das Elend im Kino ist gross. Viele sind krank, manche sterben. Die Kinder können bei dem Trubel nicht schlafen. Viele Beuthener Frauen helfen bei der Betreuung. Meine Wirtin brachte heute abend um 10 Uhr 3 Kinder im Alter von 3-10 Jahren mit nach Haus, damit diese Kinder wenigstens richtig und warm schlafen konnten. Sie sind bereits 2 Tage und Nächte unterwegs, total ausgefroren und übernächtigt. Ich helfe beim Ausziehen und Baden der Kinder und bringe sie dann mit ins Bett. Die Mutter bleibt auch in unserem Haus über die Nacht. Der Vater ist vor 3 Jahren gefallen.

24. 1. 1945. Das Elend hört immer noch nicht auf. Tag und Nacht fahren Trecks durch die Stadt. Tausende von Fuhrwerken fahren an uns vorüber. Manche Kinder haben ihre Eltern nicht mehr gefunden. Pferde fallen, Ochsen legen sich hin, Autos gehen kaputt. Wir kochen Suppe und Kaffee auf Teufel komm raus. Die Wehrmacht ist mit zwei Kompagnien eingezogen. Wir haben immer noch eine grosse Anzahl von Mädels bei Bartold. Die Soldatenbeziehungen knüpfen sich schnell. Die Wehrmacht bringt Schnaps in die Gegend. Sturmfreie Buden

stehen in hohem Kurs. Auch meine Büros werden davon angesteckt. Das geht so weit, dass ich allmählich hier und da grob werden muss. Lastautos mit Panzerfäusten rollen an. Die Soldaten sind z.T. so jung, dass sie ihre Waffen noch gar nicht kennen. Viele Pgs. laufen plötzlich in Zivil rum, so auch der Bürgermeister. Es herrschen 15° Kälte. Die Strassen sind vereist. Die Oder führt schon Tote mit sich.

Auf der rechten Oderseite sieht es trostlos aus. Alle Einwohner sind von den Bonzen rausgejagt worden. Selbst die Russen könnten dabei nicht gröber verfahren. Die Bevölkerung musste so ungefähr alles stehen und liegen lassen. Das Vieh steht in den Ställen und brüllt, weil es nichts zu fressen hat und nicht gemolken wird. Die Wohnungen werden geplündert, und zwar durch Deutsche, denn Ausländer sind nicht mehr da. Wir schanzen immer noch am Brückenkopf. Carolath ist geräumt. Mit Hilfe der Wehrmacht hole ich nachts mit einem LKW wenigstens 1 Kochkessel nach Beuthen. Die Stadt Beuthen hat noch keinen Räumungsbefehl, wohl aber schon Glogau als Festung. Bei Breslau und Oels toben Panzerschlachten. In Brieg⁴⁸⁾ stehen die Russen. Unsere Wehrmacht hat noch keine Feindberührung. Telefonisch habe ich noch erfahren können, dass meine Vertreterin in Hirschberg tatsächlich ihren Dienst in Hirschberg angetreten hat. Wir sind auf plötzliches Abrücken gefasst. Ich werde am besten alles der Wehrmacht übergeben, denn wir können doch nicht alles mitnehmen. Aber unsere Dörfer: Hangwalde I und II, Dreidorf, Nenkersdorf und Gutendorf sind noch von Bartold belegt. Die Verpflegung klappt auch immer noch. In Glogau sollen auf den Strassen unbeschreibliche Zustände herrschen. Die ganze Bevölkerung des Warthegaues flutet über die Brücken. Bei uns ist von Panik nichts zu merken. selbst die Flüchtlinge sind gefasst.

26. 1. I945. Es geht mit Riesenschritten dem schrecklichen Ende entgegen. Wir hören erstmalig heftiges Schiessen. Die Russen

stehen nördlich von uns in Wollstein.⁶⁴⁾ Der Zusammenbruch ist da. Die Stimmung ist miserabel. Die Bonzen werfen ihre Uniformen weg. Tausende von "versprengten" Soldaten werden gesammelt, nachtsüber in Scheunen untergebracht und sind dann doch wieder verschwunden. Volkssturm mengt sich unter die Massen. Die Wehrmacht macht sich breit und breiter. Wir haben nur noch für eine Woche Lebensmittel. Bald wird es an Brot und Mehl fehlen. Die Dörfer rechts der Oder machen namentlich nachts in völlig verschneitem Zustande einen schauerlich trostlosen, öden Eindruck. Vielfach brennt das Licht die ganze Nacht über. Man weiss nie, wem man begegnet. Weihnachtsbäume stehen teils noch in den Quartieren. Alle Räume sind durchwühlt und geplündert. Ein deutscher Soldat wird gefasst, erschossen und seine Leiche an der Brücke aufgehängt. Trotzdem nimmt jeder mit, was er braucht und was er nicht braucht. Ich besorgte mir aus den Kellern meiner Kochstellen in Carolath Zwiebeln, Kartoffeln, Wein und Geräte. Oft komme ich von solchen Fahrten erst spät in der Nacht nach Hause.

Erstaunlicherweise ist unser Abschnittsleiter aus dem Urlaub zurückgekehrt. Er berichtet, dass auch in Hirschberg grosse Aufregung herrscht. Auch dort wird den Menschen schon nahegelegt, die Stadt zu verlassen. Die letzten Züge sollen nur noch wenige Tage verkehren, wer weiss, was meine Familie dann tun wird. Ich wüsste nicht einmal, wohin ich mich begeben sollte. Ein Treck durch Eis und Schnee mit Kindern ist so ungefähr das Schlimmste, was ich mir denken könnte. Die Bauernbevölkerung kann ja wenigstens Lebensmittel mitnehmen, aber die Stadtbevölkerung wird verhungern müssen. Täglich sehen wir verlorene Kinder und suchende Mütter. Mein Büro auf dem Markt ist ein Taubenschlag.

Der Abschnittsleiter hat mich heute zu einer Fahrt nach Hohenborau befohlen. Da wir nicht wissen, wo die Russen stehen, bekommen wir militärische Bedeckung mit. Die Strasse wird bald völlig frei, je mehr wir nach Osten kommen. Offenbar sind die Russen nicht fern. 17 Gespanne holen gleichzeitig in Carolath Getreide ab. In Hohenborau liegt eine Polizeitruppe, die nichts zu tun hat. Dafür steht das Vieh in den Ställen und brüllt, Hunde liegen an den Ketten und bellen vor Hunger. Wir sehen die ersten russischen Flieger in einer Höhe von nur 50 mtr. Niemand schiesst nach ihnen. Wenn die Russen wüssten, wie einfach sie nach Beuthen gelangen könnten, dann wären sie wahrscheinlich schon da. In Hohenborau sind nur noch ein paar russiche oder polnische Arbeiter und der Ortsbauernführer da. Dieser zeigt uns in den einzelnen Gehöften die fettesten Schweine. Da unser Abschnittsleiter eine Pistole besitzt, mit der er wahrscheinlich noch nie geschossen hat, macht er sich ein Riesenvergnügen daraus, 25 Schweine zu erschiessen. Die werden dann auf den LKW geladen und nach Beuthen abtransportiert. Abends kommen wir mit diesen zurück. Der Fleischer schüttelt mit dem Kopf. So viele Schweine kann er auf einmal gar nicht ausschlachten. Die Wehrmacht nimmt uns einige Schweine ab. In Hohenborau hätte jeder Soldat so viel Milch, wie er haben wollte. Überall liefen Gänse, Hühner, Pferde, Fohlen auf den Strassen herum. Alle Wohnungen sind durchwühlt. Wir fahren täglich 2 mal hinaus, um zu retten, was zu retten ist. Das Vieh wird von unseren Leuten zusammengetrieben und nach Beuthen geführt. Auch Futter muss besorgt werden. Dabei handelt es sich nur um ein Dorf von Tausenden. Auch Kartoffeln lassen wir abfahren. Was uns aber fehlt, ist das Holz für Treibgas.⁶³⁾ Auch das wird besorgt und in der Gasanstalt zum Trocknen hingelegt. Ein Posten steht ständig dabei und doch ist ein Brand entstanden. Brot sollen wir aus Neusalz bekommen. Es wird uns aber von der Wehrmacht beschlagnahmt. Die Wehrmacht will uns immer mehr Ouartiere abnehmen. Daneben müssen wir auch noch schanzen.

So., 28. 1. 1945. Nach Ansicht der Wehrmacht hat sich die Lage etwas gebessert. Zwischen Oberschlesien und Glogau sind aber überall an der Oder Brückenkopfgeplänkel. Unsere Panzeraufklärer haben jedoch rechts der Oder uns gegenüber in einem Umkreis von 100 km noch keinen Feind gesehen. Die Russen sind also zunächst an uns vorbeigefahren. Gestern Abend sass ich noch lange bei Frau Nerlich mit dieser und einem Leutnant zusammen, der bei ihr im Quartier liegt. Dafür habe ich heute am Sonntag versucht, länger zu schlafen, wurde aber schon um 9 Uhr geholt. Die meisten Mädels verlassen jetzt wirklich das sinkende Schiff. Gestern Abend tat unsere Hauptköchin in der Führerbesprechung noch so, als wenn sie gar nicht daran dächte, Beuthen zu verlassen. Heute stehen die Küchen ohne Köchinnen da. Ich habe nur noch einen Russen und ein paar Flamen, mit denen ich französisch spreche. Der Russe ist in Wirklichkeit ein mohammedanischer Tatare, der lange Zeit in Paris Küchenchef eines grossen Hotels war. Die Leitung der Küche habe ich unserem Küchenlehrling, Fräulein Tschirner, anvertraut. Auch die meisten Büros sind schon verwaist. Die Ausländer werden mit grossen Ochsenwagen abgeschoben. Unsere Verpflegung wird immer knapper. Der Brotvorrat ist fast zu Ende. Kartoffeln haben wir aber beschafft. Schliesslich schrumpfen wir immer mehr zusammen und reichen daher mit unseren Vorräten immer länger. Am Markt in Beuthen steht eine grosse moderne Bäckerei. Diese habe ich einfach beschlagnahmt, weil der Bäcker auch schon geflohen ist. Ich habe einen deutschen und 2 polnische Bäcker eingesetzt, die morgen das erste Brot fertigstellen werden. Immer noch ziehen Tag und Nacht die Trecks durch die Stadt. Genauso gross aber ist der Wehrmachtsverkehr. Ein Räumungsbefehl für Beuthen ist noch nicht erfolgt. Gutendorf und Nenkersdorf räumen aber schon. Von den Flüchtlingen, die hier schon durchgekommen sind, hören wir die schlechtesten Gerüchte: Die Strassen sollen so verstopft sein, dass die Bevölkerung massenhaft in den Wäldern liegt.

Wir haben wieder Vieh angetrieben von der rechten Oderseite. Ich muss jetzt dafür sorgen, dass das Vieh gefüttert, getränkt und gemolken wird. Wir haben uns auch grosse Leiterwagen beschafft. Dazu Ochsen und Geschirr. Auf diese Art können wir damit rechnen, dass wir als letzte auch noch trecken können. Unsere Gruppe in Glogau ist plötzlich auch verschwunden. Sie hat uns völlig im Stich gelassen, ohne uns zu sagen, was aus uns werden soll. Wir haben keinerlei Verbindung mehr mit ihr, bekommen also auch keine Bezugsscheine mehr und sind nun restlos auf uns selbst angewiesen. Dabei wird schon um Breslau gekämpft. Inzwischen haben wir eine Ortskommandantur bekommen. Bei uns herrscht eine unglaubliche Kopflosigkeit beim Stabe. Haelbig lässt sich nicht mehr sehen. Er ist Tag und Nacht bei seiner Geliebten. Wenn man ihn unbedingt sprechen muss, erscheint er erst nach langem Klingeln in Unterhosen und Strümpfen. Er hat höchstens noch Interesse für das Abschiessen von Schweinen. Ab und zu erscheint er auch in der Führerbesprechung, meist aber mit 1 Stunde Verspätung. Dann redet er die dicksten Töne und befiehlt am Anfang das Gegenteil von dem, was am Ende dabei herauskommt. Ich mahne immer wieder, dass wir Autoholz,63) Kartoffeln, Köche, Bäcker und Fleischer brauchen. Niemand will das aber hören. Auch die OT44) weiss nicht mehr, wo ihr der Kopf steht. Unsere Trecks werden jetzt sogar mit Gewehren ausgerüstet, weil man den Ausländern nicht mehr traut. Von unseren Schweinen, die wir in Hohenborau abgeschossen haben, sind die meisten ungeniessbar und liegen auf der Strasse herum. Nur mit Mühe und Not erreiche ich, dass sie weggeschafft werden. Die tollsten Gerüchte durchschwirren die Stadt. Die Russen sind angeblich schon in Neusalz. Grössere Teile von Wehrmacht soll es nur noch in der Gegend von Sagan geben. In Beuthen liegen höchstens 500 Mann, und trotzdem schanzt Bartold immer noch.

30. 1. 1945.

Mir fehlt sehr die Möglichkeit, Briefe zu schreiben. Der Konnex mit der Aussenwelt ist unterbrochen. Heute fuhr der letzte Zug nach Neusalz. Wir kommen uns vor wie in einer kleinen Festung auf einer Insel. Zeitungen gibt es auch nicht mehr. Nur das Radio geht noch und die Nachrichten werden immer schlechter. Bei Grünberg sollen Russen über die Oder gegangen sein, um die Bahnverbindung zu stören. Uns gegenüber scheint noch Ruhe zu herrschen; ob wir schon direkte Feindberührung haben, ist unklar. Jedenfalls fahren wir immer noch täglich mit Gespannen und Autos in die Dörfer rechts der Oder und holen Getreide, Mehl, Vieh, Geschirre, Wagen und Trecker. Unsere normale Verpflegung ist fast aufgebraucht. Aber wir haben schon in eigener Regie 400 Brote gebacken. Wir essen viel Fleisch und haben lebendes Vieh, Mehl und Kartoffeln. In der Küche arbeiten noch 3 junge Mädchen und 4 Flamen. Bartold ist in Beuthen noch 300 Mann stark. Die Ausländer und Mädchen sind im Grossen und Ganzen abgeschoben. Unsere Trecks wurden mit Ochsenwagen und Verpflegung für 5 Tage ausgestattet. Alles fährt oderabwärts, weil die Glogauer Gegend völlig verstopft ist. Es herrschen immer noch 16° Kälte bei ziemlich viel Schnee. Die Flüchtlingstrecks haben heute aufgehört. Ich verteile unseren restlichen Schnaps unter unsere Leute. Das hebt die Stimmung. Fast alle grossen Pgs. sind abgehauen. Herr Locker hatte noch vor ein paar Tagen seiner Hundertschaft eine fulminante⁶⁵⁾ Rede gehalten, in der er betonte, dass seine Hundertschaft bis zum letzten Augenblick dableiben werde und er selbst der Letzte sei, der Beuthen verlässt. Gestern hat er sich die Führung eines kleinen Kommandos verschafft, das sogar noch mit der Bahn nach Hirschberg durchkommen will. Er hat also nicht einmal den Mut, einen Treck mitzumachen. Heute ist er fort und hat seine Leute sich selbst überlassen. Das ist nun unser Juristenführer in Hirschberg gewesen, der vor Eitelkeit und Wichtigkeit platzte.

Bei uns herrscht immer noch grosse Unordnung und Ratlosigkeit. Die Wehrmacht verlangt plötzlich von uns den Bau von Panzersperren. In allen Ausfallstrassen wird das Pflaster aufgerissen. Beuthen war vor dem Kriege drauf und dran, sich ein anständiges Strassenpflaster zu beschaffen. Die behauenen Basaltsteine liegen bereits in Massen an den Strassenrändern. Sie werden jetzt für die Panzersperren benutzt. Grosse Betonröhren werden auf den Strassen aufgestellt und mit Pflastersteinen gefüllt. Im Übrigen leben wir aber nicht schlecht in punkto Verpflegung. Die Zivilbevölkerung rückt jetzt ihre Vorräte heraus. Überall gibt es in den Quartieren Geflügel, Fett, Kompott, Wein, Schnaps und Rauchwaren. Wir führen jetzt schon ein richtiges Lagerleben, jeder will das Leben noch einmal richtig geniessen. Wir haben sehr viel Vieh gesammelt. Die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht lässt zu wünschen übrig. Haelbig kümmert sich nicht mehr um die Führung seiner Leute. Die einzige Stelle, die gut mit der Wehrmacht auskommt, ist das Verpflegungsamt, weil ich mich auf den Standpunkt gestellt habe, dass wir nicht Selbstzweck sind, sondern das grosse Ganze im Auge haben müssen. Die Wehrmacht ist jetzt wichtiger als Bartold. Leider können wir nichts von unserem Überfluss nach Hause schicken. Aber Beuthen wird über kurz oder lang Front werden. So ruhig wie jetzt kann es nicht mehr lange bleiben. Bestenfalls wird die Oder Frontlinie. Dann werden auch die Fliegerangriffe beginnen. Meine Wäsche wird in erschreckendem Masse dreckig. Taschentücher habe ich mir schon selbst gewaschen.

1. 2. 1945.

Seit heute Nacht taut es mit Macht. Es stürmt draussen mächtig. Meine Wirtin hat 7 Mann Einquartierung von einer Wiener Polizeitruppe. Sie kommen aus der Polizeischule Fraustadt,⁶⁶⁾ wo sie bereits Feindberührung hatten. Die Russen stehen inzwischen aber schon in Küstrin. Gestern kam noch ein Lastwagen aus Hirschberg durch. Er holt einen Teil unseres Materials ab. Ich höre, dass meine Familie seit 29. 1. nicht mehr in Hirschberg

ist, sondern sich in Barum in Braunschweig befindet. Artilleriefeuer hören wir jetzt schon aus ziemlicher Nähe. Die Betriebe meiner Bäckerei und Fleischerei laufen gut. Wir machen sogar Wurst. Brot, Fleisch und Kartoffeln sind im Überfluss da. Sogar Gemüse habe ich noch aufgetrieben. Fräulein Tschirner kocht gut. Sie führt auch ein energisches Kommando in der Küche und kommt mit den Flamen gut aus. Auch das Verpflegungslager funktioniert noch. In Beuthen liegen immer noch 225 Mann von uns und dazu kommen noch 100 Mann auf den Dörfern. Noch immer sind wir ziemlich im Unklaren über die Lage direkt vor uns. Wir schleppen noch immer Vieh und Getreide über die Brücke. Tag und Nacht brausen unsere Transportflieger über Beuthen hinweg, die offenbar Breslau versorgen. Ab und zu kommen auch russische Flieger. Das Militär vermehrt sich. Wir sind jetzt Front, aber vorläufig ohne Kampf. Immer noch treiben sich Unmassen von Deserteuren herum. Es ist überhaupt auffallend, dass viel mehr Soldaten westwärts marschieren, als an die Front.

4. 2. 1945. Sonntag.

Auch heute haben wir noch einmal Sonntag gefeiert, obgleich die Stimmung bald auf dem Nullpunkt liegt. Ein langer Zug hat die ersten Beuthener Einwohner, insbesondere Frauen und Kinder, abtransportiert. Ein 2. Zug soll Anfang der Woche abgehen mit dem Rest der Zivilbevölkerung. Dann werden auch Prüfkes dabei sein. Sie müssen fast alles im Stich lassen, denn sie können in den Abteilen nur sehr wenig Gepäck mitnehmen. Unsere Wehrmacht hat jetzt Feindberührung. Die Polizeikompagnie, deren Hauptwachtmeister bei Prüfkes einquartiert ist, hatte gestern Nacht 4 Verwundete und 3 Tote. Die Front hat sich an dem sogenannten Großen Landgraben herauskristallisiert. Dieser kleine Nebenfluß der Oder fliesst parallel zu ihr in einer Entfernung von 6 - 8 km von uns. Hohenborau und Lindenkranz sind also schon russisch. Tag und Nacht sehen wir Riesenbrände im Osten. Wir hören ständig eigenes Infanterie-

und Artilleriefeuer. Russische Granaten sind in der Nähe der Brücke eingeschlagen. Langsam also kommt die Front an die Oder heran. Dabei ist unsere Verteidigungslinie denkbar dünn, jede Nacht müssen wir mit Feuerüberfällen rechnen. Die Wehrmacht drängt uns immer mehr an die Wand. Sie braucht unsere Handwerker. Noch arbeiten aber unsere Betriebe alle, wenn auch in bedeutend verkleinertem Umfange. Immer noch holen wir Vieh vom rechten Oderufer, und zwar jetzt aus den Dörfern, die näher liegen. Das viele Fleischessen wird uns schon über. Ich lasse viel Wurst und Fett machen. Ich habe einen verdeckten Materialwagen eines Tiefbauunternehmens aufgetrieben, den ich mit Verpflegung für eine Woche für etwa 300 Menschen vollpacke. Darunter befindet sich auch eingesalzenes Fleisch. Diesen Wagen lasse ich nach Dreidorf fahren. Auf diese Art habe ich ein Ausweichlager. Ob und wann wir ausrücken, steht nicht fest. Vorläufig werden immer noch Straßensperren und Bunker gebaut. Wir sind immer noch ungefähr 340 Menschen. In der Küche, im Lager und in den Büros arbeiten immer noch Mädchen. Gestern fuhr ein LKW nach Hirschberg, dem ich meinen Koffer mitgab. Mein Gepäck besteht also nur noch aus Rucksack und Aktentasche. Wir erwarten Befehle aus Hirschberg, denn die meisten wollen auch nach Hause. Selbst die Volkssturmpflichtigen wollen nicht hier, sondern höchstens in der Heimat eingesetzt werden. Die Russen stehen schon vor Frankfurt/Oder, Küstrin und Stettin. Es schwirren dauernd Gerüchte durch die Stadt.

8. 2. 1945.

Heute ist der 2. Transportzug mit dem Rest der Zivilbevölkerung abgefahren. Auch mein Quartier ist damit verwaist. Es sind nur noch wenig Frauen und Kinder in der Stadt. Wir haben den letzten LKW mit Gepäck und Frauen nach Hause geschickt. Darunter befand sich auch Frau Nerlich, die ihr Haus und ihr Geschäft im Stich lassen musste. Da ich weiss, dass meine Wohnung leer ist, gebe ich ihr die schriftliche Erlaubnis

mit, meine Wohnung zu benutzen und zu verwalten. Aus Hirschberg zurückgekehrt ist der Hundertschaftsführer Mende. In Hirschberg ist er Parteirichter, im Zivilberuf Inspektor beim Landgericht und Bezirksrevisor. Es handelt sich um einen rechtlich denkenden Mann, mit goldenem Parteiabzeichen, der schon vor 33 der Partei angehörte. Wenn die Pgs. alle so wären wie er, mit Respekt vor Gesetz und Recht, dann hätten wir es in Deutschland aushalten können. In einer schwachen Stunde schüttet er mir sein Herz aus. Er ist hier stellvertretender Abschnittsleiter und hatte die Gesamtführung, solange Haelbig abwesend war. Er sieht mit offenen Augen, wie die Bonzen sich selbst zugrunderichten durch ihr Benehmen. Er selbst gibt mir aber zu, dass er gerade als alter Pg. von den jüngeren Bonzen nicht mehr für voll genommen werde. Auch in der Partei bestehen also schon 2 Richtungen. Offenbar geht aber auch alles seiner Auflösung entgegen. Ich habe deshalb dem Kampfgruppenkommandeur der Wehrmacht über die Zustände bei uns reinen Wein eingeschenkt. Das hatte den Erfolg, dass Haelbig seines Postens enthoben worden ist. Er hat jedenfalls nicht mehr die alleinige Führung des Abschnitts, sondern steht unter Kontrolle der Wehrmacht. Diese Kontrolle wird ausgeübt durch einen Hauptmann Frhr. von Reibnitz, der früher mal Gaujägermeister⁶⁷⁾ in Breslau war, also auch einen alten Pg. Herr von Reibnitz hat jetzt den Vorsitz in den Führerbesprechungen, lässt sich über alles berichten, kontrolliert alles und trifft selbständige Anordnungen. Gutes Einvernehmen besteht nur mit mir und Mende. Im Übrigen steht er in scharfem Gegensatz zu allen Parteidienststellen.

Da das Benehmen von Haelbig aber immer skandalöser wird, macht der Kampfgruppenkommandeur einen Bericht an den Kreisleiter in Hirschberg, in dem er die Lage schildert und die sofortige Abberufung von Haelbig verlangt. Diesen versiegelten Bericht bekommt der Justizinspektor Weiss übergeben, der ihn sofort mit einem LKW nach Hirschberg zu bringen hat. Durch irgendeine Indiskretion erfährt Haelbig hiervon. Leider hat auch er Gelegenheit, mit einem LKW nach Hirschberg zu fahren. Ohne irgendjemanden zu fragen, fährt er gleichzeitig nach Hirschberg, selbstverständlich in der Absicht, noch vor dem Brief beim Kreisleiter zu sein. Beim Diktieren dieser Stelle meiner Aufzeichnungen kann ich jetzt hinzusetzen, dass Weiss den Brief beim Kreisleiter abgegeben hat und dass gerade in diesem Augenblick Haelbig in das Zimmer des Kreisleiters trat. Der Kreisleiter las den Brief und reichte ihn hohnlächelnd mit abfälligen Bemerkungen über die Wehrmacht dem beschuldigten Haelbig. Das war der ganze Erfolg des Briefes, abgesehen davon, dass Haelbig nicht mehr nach Beuthen zurückkehrte, sondern einen sicheren Posten bei der Kreisleitung in Hirschberg erhielt. Die Führung des Unternehmens hat jetzt also Mende allein.

Es liegen noch 210 Menschen in Beuthen, 26 in Dreidorf und 57 in Nenkersdorf. Darunter noch 27 Frauen, 2 Polen und 4 Flamen, die freiwillig blieben. In der letzten Führerbesprechung gab es eine skandalöse Szene. Herr von Reibnitz hatte ausdrücklich Haelbigs pünktliche Anwesenheit befohlen. Haelbig kam absichtlich 1 Stunde zu spät. Herr von Reibnitz hatte sehr viel auszusetzen und kritisierte frühere Massnahmen des Abschnittsleiters. Das brachte Haelbig in Harnisch. Er verbat sich jede Kritik über die Vergangenheit, hieb mit der Faust auf den Tisch und erklärte, eine Kritik an Massnahmen der Partei sei unzulässig, der Hauptmann könne nur für die Zukunft Anordnungen treffen, habe sich aber jeder Kritik über die Vergangenheit zu enthalten, deshalb verweigere er auch jede Auskunft oder verantwortliche Äusserung. Selbstverständlich wurde Haelbig dabei unterstützt von den anderen in Uniform befindlichen Bonzen. Niemand von ihnen hatte nämlich Lust dazu, irgendwelche Rechenschaft zu leisten. Herr von Reibnitz war empört, erwiderte äusserst scharf und verliess unter Protest das Lokal, um seinem Kommandeur zu berichten. Das war der Anlass für den oben genannten Brief an den Kreisleiter. Der Riss zwischen Partei und Wehrmacht ist also offenkundig und geradezu beschämend. Das Schlimmste aber war, dass alle Bonzen wie ein Mann über den Hauptmann herfielen, sobald er den Raum verlassen hatte. Es wurde geäussert, der Hauptmann sei von altem schlesischem Adel, er gehöre wohl auch zu den Leuten des 20. Juli. Man solle ihn auch nicht immer Herr Hauptmann titulieren, er sei nicht mehr als sie und von einer Unterordnung der Partei unter die Wehrmacht könne gar keine Rede sein. Das sind unmögliche Auffassungen von Disziplin und Führung, noch dazu mitten in der Front.

Die Sache ist aber noch schlimmer, denn es sind gestern 650 Schanzer aus Jauer von einem anderen Bartold-Abschnitt, nämlich von weiter oderabwärts, links von uns, hier angekommen und hatten noch 4 LKW, mit denen sie in die Heimat fahren wollten, denn sie hatten offiziell die Erlaubnis ihrer Gruppe dazu, die im Gegensatz zu unserer Gruppe noch nicht getürmt war. Sie wollten lieber in Jauer selbst schanzen, denn dieses ist schon ausserordentlich gefährdet. Die Wehrmacht hat sie aber unterwegs aufgegriffen und nach Beuthen geschickt, damit sie hier weiter schanzen. Diese Leute lagen früher einmal, ganz im Anfang, in Nenkersdorf und unterstanden unserem Abschnitt. Das hatte zur Folge, dass Haelbig sich jetzt das Kommando anmasste und die Unterstellung der 650 Mann unter seine Befehlsgewalt verlangte. Die Leute hatten aber längst von unserem Zustand erfahren und verweigerten den Gehorsam. Es arbeitet hier also Bartold gegen Bartold, Bartold gegen Wehrmacht, Bartold gegen Zivilbevölkerung, Bartold gegen Volkssturm und Bonzen gegen Nicht-Pgs. Selbstverständlich wäre es richtig, wenn unsere paar Leute sich dem Kommando Jauer unterstellten. So aber müssen wir doppelte Verwaltungs- und Verpflegungsapparate unterhalten. Es gibt also in Beuthen ein Unternehmen Bartold-Jauer und ein Unternehmen Bartold-Hirschberg. Ich habe mich energisch, aber ohne Erfolg dagegen gewehrt. Jauer hat gute Köche, gute Einrichtungen und einen gut funktionierenden Apparat. Auch ihnen habe ich einen Kessel in meiner Küche zur Verfügung gestellt. Es wird also auch doppelt gekocht. Viel einfacher wäre es, wenn Jauer für uns mitkochte und überhaupt das ganze Verpflegungsamt übernähme. Damit würde zwar meine Stellung überflüssig, aber es kommt mir nicht auf meine Person an, sondern auf die Sache. Die Leute haben ja auch noch eine vorgesetzte Gruppe und bekommen auch noch Bezugsscheine. Wenn wir bei ihnen unterkriechen, brauchten wir keinen militärischen Kommissar.

Unsere Leute sind heute alle vom Militärarzt auf Volkssturmtauglichkeit untersucht worden. Ich bin untauglich geschrieben, wegen meiner rechten Hand. In meinem Quartier ist es jetzt höchst ungemütlich. Mit dem Polizeihauptwachtmeister hause ich jetzt allein mit einer Katze und Hühnern. Mittags esse ich in der Wehrmachtsküche auf Grund meiner guten Beziehungen. Abends müssen wir uns aber selbst versorgen. Es wird auch nicht geheizt. Die Katze hat Hunger, die Hühner kommen ins Haus. Ich werde also zwei Mädchen in mein Haus legen müssen, damit die Ordnung schaffen. Dazu ist Fräulein Opitz mit ihrer Freundin Frl. Kiesewalter aus dem Verpflegungsamt ausersehen. Mein Plan erregt aber bei ihnen keine Begeisterung. "Ein freies Leben führen wir" ist auch schon ihre Parole. Hauswirtschaftliche Arbeiten sind schon unter ihrer Würde. Sie lassen sich lieber von der Wehrmacht Gänse besorgen und braten diese und andere Lampreten⁶⁸⁾ für ihre Wehrmachtsfreunde. Aber noch habe ich ja einiges zu sagen. Ich lasse durch das Quartieramt ihre Wohnung räumen und sie einfach in mein Haus einweisen. Dadurch errege ich zwar einen Riesenzorn, der mir aber ziemlich gleichgültig ist. Der Russe ist am Großen Landgraben stiller geworden. Heute geht die erste Granate diesseits der Brücke auf die Strasse.

9. 2. 1945.

Die Russen stehen schon vor Liegnitz. Wahrscheinlich sind sie schon im Anmarsch auf Glogau. Wir versperren alle Strasseneingänge von Beuthen. Die militärische Besetzung wird immer stärker. In unseren Quartieren müssen wir immer enger zusammenrücken. Fräulein Opitz und Fräulein Kiesewalter sind heute also in unser Haus gezogen mit Gesichtern wie 3 Tage Regenwetter oder ein Topf voll Mäusen. Insbesondere Frl. Opitz wird immer renitenter. Sie hat trotz gegenteiligen Rates Beuthen auf eigene Gefahr nicht verlassen wollen. Wir hatten die 27 Mädels, die noch hier sind, sämtlich zusammengerufen und ihnen mitgeteilt, dass sie nach Hause könnten. Alle 27 haben erklärt, dass sie von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen wollen. Mit Gewalt wollten wir sie auch nicht abschieben. zumal wir sie ja auch in Küchen und Büros noch gebrauchen können. Wir lassen sie daher einen Revers⁶⁹⁾ unterschreiben, in dem sie anerkennen müssen, dass sie auf eigene Gefahr freiwillig dableiben. Auf meine Veranlassung erhält dieser Revers einen Zusatz, wonach jedes Mädchen sich ausserdem verpflichtet, jede ihr übertragene Arbeit auszuführen, ganz gleichgültig, worin diese bestehen würde.

Auch Frl. Opitz hat das unterschreiben müssen, aber das Feuermachen scheint nicht ihre Stärke zu sein, jedenfalls tut sie es widerhaarig. Sie soll mich versorgen, weil ich den ganzen Tag über auf den Beinen bin und im Quartier niemanden mehr habe. Aber es ist schon jeder in Beuthen ausser Rand und Band. Heute Mittag habe ich z.B. selbst heizen müssen, weil nach Ansicht der Mädels der Ofen angeblich "nicht geht." Alle Mädels haben offenbar nur noch Soldaten im Kopf. Heute Mittag hat es im Keller unserer Bäckerei gebrannt. Der törichte Bäcker hatte den Kellerschlüssel mitgenommen, sodass die Feuerwehr aufbrechen musste. Der Brand war aber bald gelöscht. Es brannten nur Kleidungsstücke. Die Wehrmacht will jetzt auch schon unsere Turnhalle haben. Ich bin überzeugt davon, dass die Russen

auch bald in Hirschberg sind. Ich hatte auch heute noch recht viel zu tun und kam erst spät abends nach Hause. Die Mädels hatten wahrhaftig Abendessen zurecht gemacht, und zwar für mich und den Wachtmeister und für sich. Es gab eine Unmasse gebratener "Soldatenleber". Ich wurde dabei behandelt wie Luft. Offenbar hatte die Leber eigentlich woanders gegessen werden sollen. Deshalb hat sie mir besonders gut geschmeckt.

Der Wachtmeister erklärte zu unserem grössten Erstaunen, dass seine Einheit morgen früh um 6 Uhr in Richtung auf Freystadt³⁸⁾ abrücke. Das war natürlich ein wichtiger Grund zu einer Riesensauferei. Nach dem Abendessen fanden sich Kameraden des Wachtmeisters ein mit Riesentorten und anderen Leckerbissen; dazu brachten sie Bohnenkaffee, Wein und selbstgebrannten Schnaps. Dieser war hergestellt aus Rübenschnitzeln und so stark, dass er mit dem Streichholz angesteckt werden musste, ehe man ihn trinken durfte. Es dauerte daher nicht lange, bis die Stimmung immer höhere Wogen schlug. Ausser den Mädels und mir waren noch 6 - 7 Soldaten da, darunter auch ein Russe aus der Krim. Die Mädels waren natürlich vom Alkohol auch nicht unberührt geblieben, aber Frl. Opitz hatte jedenfalls immer noch so viel Gedächtnis, dass sie mich nach wie vor schlecht behandelte. Ich habe auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten immer rechtzeitig das Gefühl gehabt, wann es Zeit wird, dass man verschwindet. Das ging mir hier auch so, und deshalb lag ich, ohne mich verabschiedet zu haben und ohne dass es die anderen überhaupt merkten, um 12 Uhr nachts 1 Etage höher im Bett. Frl. Opitz hatte aber offenbar doch ein Gefühl dafür, dass ich im Interesse der Mädels besser noch etwas geblieben wäre, und zwar als Anstandswauwau, denn kurz vor dem Einschlafen betrat sie mein Zimmer und versuchte, mich, allerdings vergeblich, zu bewegen, "das Fest" nochmals aufzusuchen. Nach meiner Empfindung hätten die Mädels ja auch zu Bett gehen können, wenn sie ein Gefühl dafür hatten, dass sie ohne mich bei den Soldaten irgendwelchen Gefahren ausgesetzt waren. Jedenfalls haben sie bis 2 Uhr ausgehalten. Die Soldaten wollten gar nicht zu Bett gehen, sind dann aber wohl um 2 Uhr auch gegangen.

10. 2. 1945.

Heute morgen um 5 Uhr und um 7 ½ Uhr gab es mehrere sehr schwere Detonationen, wie sie in Beuthen noch nie gehört worden waren. Die Erde bebte und die Fenster krachten. Ich glaubte an die ersten schweren Fliegerbomben. Als ich aber auf den Markt kam, stellte sich Folgendes heraus: Der Brückenkopf war in dieser Nacht völlig geräumt worden. Es befand sich kein deutscher Soldat mehr auf dem rechten Oderufer. Die Oderbrücke war gesprengt und lag mitten im Fluss. Von dem hohen Oderufer aus, auf dem Beuthen liegt, sahen wir weit nach Russland hinein. Es fiel kein Schuss. Eine Besetzung unserer Gräben auf dem linken Oderufer war nicht zu entdecken. Ab und zu schossen unsere Artillerie und unsere Zwillings-Mgs.³⁶⁾ Eins davon stand direkt vor unserer Hauptküche. Auf dem Rathausturm stand ein Beobachter. Dieser meldete, dass die Russen nur einzeln und zögernd an das Ufer kamen. Ich liess sofort unseren Verpflegungswagen aus Dreidorf zurückkommen und wir setzten uns mit der Wehrmacht in Verbindung, um zu erfahren, ob wir nun endlich abrücken könnten, denn unsere Polizeitruppe war z.B. schon fort. Die Wehrmacht verweigerte aber die Erlaubnis zum Abrücken. Wir mussten daher immer noch weiter Panzersperren bauen. Erstaunlicherweise fand ich heute noch einen Brief meiner Mutter aus Minden i. Westf. auf der Post vor. Alle Schanzer aus Nenkersdorf und Dreidorf sind nach Beuthen gezogen worden. Gegen Mittag lass ich vorsichtshalber schon Kaltverpflegung ausgeben; das Mittagessen soll schon kurz nach 12 Uhr fertig sein. Ich esse zu Mittag wie bisher etwa um 12 ½ Uhr in der von mir der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Küche am Markt. Plötzlich hören wir die ersten Granaten in die Stadt sausen. Der Richtung nach fallen sie in die Gegend der Brücke und der Turnhalle. Sie kommen aber auch näher heran, bis in die Gegend des Marktes. Alle Menschen sind plötzlich aus den Strassen verschwunden. Wir verstecken uns in die Keller, die am Markt in den alten Häusern sehr tief und gegen Artilleriebeschuss offenbar ganz sicher sind. Bei der Beschiessung handelte es sich offenbar um Granatwerfer zu je 4 Schuss. Nach etwa 10 Salven hörte der Beschuss auf. Auf der Strasse erschienen Verwundete.

Ich begab mich zunächst mal nach Hause in mein Quartier. Dort traf ich die beiden Mädels, die die Kaltverpflegung und einen Leiterwagen mitgebracht hatten. Sie hatten sich gerade während der Beschiessung in der Turnhalle befunden. Ich ordnete "packen" an und ging dann wieder in das Abschnittsbüro auf den Markt. Dort erhielten wir kurz nach 1 Uhr endlich die Nachricht, dass wir abrücken könnten. Ich musste das also allen meinen Dienststellen mitteilen und kam dabei durch die ganze Stadt. Dabei sah ich auch die eingetretenen Schäden. Die Turnhalle war nicht beschädigt, aber die Einschläge sassen rings herum in den Dächern vieler Häuser. Viele Löcher befanden sich auch in Fenstern und Türen. Die Kaliber waren sehr klein, aber mit grosser Explosivkraft und Detonation. Die moralische Wirkung war aber grösser als die materielle.

Es galt nun, noch sehr viel aufzupacken und fertigzumachen. Die Organisation war so schlecht, dass die Mannschaften nicht einmal wussten, wo sie sich sammeln sollten. Das Quartier des Hauptmanns von Reibnitz war durch einen Volltreffer völlig zerstört. Er liess mich noch einmal zu sich rufen und erklärte mir, wir sollten möglichst erst bei Dunkelheit ausrücken und zwar Richtung Neustädtel.⁷⁰⁾ Das sei die einzige noch freie Ausfallstrasse, die aber von den Russen eingesehen werden könne. Trotzdem lautete der Befehl, dass wir um 3 Uhr uns ausserhalb der Stadt auf der Strasse nach Neustädtel sammeln sollten. Nachdem ich also dafür gesorgt hatte, dass alle 12 Ochsengespanne beladen wurden und dass der Trecker unseren Verpfle-

gungswagen mitnahm, begab ich mich wieder in mein Quartier, um auch hier nach dem Rechten zu sehen. Alles Gepäck der Damen Opitz und Kiesewalter und was von mir mitzunehmen war, lag bereits auf dem Leiterwagen. Ich schickte die Mädels daher zum Sammelplatz und blieb noch zurück, um um 15 Uhr noch den letzten Wehrmachtsbericht zu hören. Dabei kam ich mir doch etwas merkwürdig vor. Jeden Augenblick konnte mit neuer Beschiessung gerechnet werden. Das Haus völlig leer, die Katze "Minni" strich mir um die Beine, die Hühner kamen hungrig ins Haus. In meinem Zimmer hing nur noch meine alte Uniform und ein alter Mantel.

Ich konnte es mir leisten, etwas länger zu bleiben, weil ich ein Fahrrad hatte. Als ich mit diesem etwa um 15,30 Uhr auf die Strasse nach Neustädtel hinausfuhr, traf ich gerade die letzten Ochsenwagen, die aus der Stadt hinausfuhren. Unser deutsches Küchenpersonal wartete dort auf den Trecker, der einen offenen Anhänger und den Verpflegungswagen mitnehmen sollte. Ich versuchte nun die Spitze des Trecks zu erreichen. Das dauerte trotz schneller Fahrt doch ½ Stunde, denn der Treck war völlig auseinandergezogen. An der Spitze fuhren die Nenkersdorfer, die sich in Bezug auf Disziplin und Ziel völlig selbstständig gemacht hatten. Dann kam unsere OT44) mit den Pferdewagen. Hinter diesen 12 schwer beladene Ochsenwagen. Fast jeder Ochsenwagen hatte hinter sich einen kleinen Leiterwagen, den die Schanzer an die Hinterachse gebunden hatten, um ihn nicht ziehen zu müssen. Diese kleinen Wagen waren so schwer beladen, dass die Menschen sie nur wenige Kilometer gezogen hätten, zumal des Terrain bergig war. Erst nach längerer Zeit holte uns auch der Trecker mit dem Verpflegungswagen und mit dem Anhänger ein. Auf diesem waren alle 25 Mädchen untergebracht. Frl. Opitz und Frl. Kiesewalter hatten noch in letzter Minute Gurte eingekauft, mit denen unser Leiterwagen sehr gut an der Hinterachse eines Ochsenwagens befestigt worden war. Es stellte sich nun heraus, dass sie auch sonst gut vorgesorgt hatten, denn wir hatten reichlich Kaltverpflegung auf unserem Leiterwagen und sogar zwei Flaschen Kognak.

Die Führung des Trecks hatte Herr Mende. Ohne Beschuss kamen wir gut vorwärts. Von einer eigentlichen Führung war aber nichts zu merken. Der Treck war so weit auseinandergezogen, dass viele Wagen an Wegegabeln die Richtung nicht wussten. Wir hatten auch einen Motorradfahrer. Gegen Abend verliess Herr Mende auf dem Soziussitz des Motorradfahrers den Treck und fuhr voraus, ohne mir zu hinterlassen, zu welchem Zweck und zu welchem Ziel. Der Trecker konnte aus technischen Gründen nicht so langsam fahren wie die Ochsenwagen. Er fuhr deshalb auch voraus, ohne mich zu fragen. Mich ging das alles aber auch gar nichts an, denn ich hatte mit der Führung nichts zu tun und hielt mich daher in der Nähe meines Leiterwagens. Als es dunkel wurde, warf ich mein Rad auf einen mit Stroh beladenen Wagen, weil ich beim Marschieren wärmer blieb. Die beiden Mädels kamen ebenfalls auf einem Wagen unter. Es fing an zu regnen und zu schneien. Man sah kaum die Hand vor den Augen. Licht durfte nicht gemacht werden. Der Weg wurde uns entsetzlich lang. Rings um uns her war der Himmel blutig rot. Rechts von uns lag die Oderfront, links von uns und hinter uns hörten wir dauernd schweres Artilleriefeuer, nur vor uns schien noch Ruhe zu sein.

Endlich kurz vor 11 Uhr kamen wir an den Anfang der Stadt Freystadt. Dort wurde zunächst gehalten. Ich glaubte, mit Recht annehmen zu können, dass sich am Eingang der Stadt ein Führer befand, den Herr Mende dort hätte aufstellen müssen, um uns in die Quartiere einzuweisen oder wenigstens sagen zu lassen, wohin es gehen sollte. Nichts davon war aber der Fall. Deshalb zogen wir nach 1 Stunde Abwartens mit dem ganzen Treck in die Stadt hinein, und zwar bis auf den Marktplatz. Auch dort befand sich niemand, der uns weiter Bescheid gesagt hätte. Da ich diese Unordnung nicht mit ansehen konnte, über-

nahm ich ein gewisses Kommando insofern, als ich wenigstens dafür sorgte, dass die Wagen in der Dunkelheit einigermaßen vernünftig auf dem Platz auffuhren, damit sie überhaupt alle auf den Markt hinauf konnten und bei der Weiterfahrt wieder abrücken konnten. Ich glaubte also, dass wir hier auf dem Markt die Nacht verbringen mussten, so ähnlich wie die Trecks in Beuthen. Ich liess daher wenigstens tränken und etwas füttern. Herr Mende war nicht zu sehen. Irgendwelche Befehle hatte er offenbar nicht hinterlassen. Wem er die Führung übertragen hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls erteilte jeder SA-Bonze Befehle. Unser Verpflegungswagen war nicht zu sehen. Nach 1 Stunde hiess es plötzlich, Herr Mende sei gar nicht mehr in Freystadt, sondern mit dem Verpflegungswagen weiter bis Sagan gefahren, weil Sagan unser nächstes Nachtquartier sei. Das war eine echt nationalsozialistische Anordnung. Von Führung hatten die Leute keine Ahnung. Man hatte uns also gerade derjenigen Verpflegung beraubt, die wir brauchten, um in dieser Nacht etwas Warmes zu essen zu bekommen. Irgendwer hatte nun doch auf dem Rathaus gefragt und in einer Vorstadt eine grosse Scheune ausgekundschaftet. Wir mussten also mit dem ganzen Treck den Marktplatz wieder verlassen, fast den ganzen Weg durch die Stadt wieder zurückziehen, dann links abbiegen und kamen nun endlich in einer Vorstadt auf einen grossen Hof, der eine Riesenscheune besass, die leer war. Die Wagen fuhren kreuz und quer auf, wie sie gerade kamen. Ochsen und Pferde wurden in die Scheune getrieben, und zwar auf die rechte Hälfte. Die linke Hälfte war besetzt von Wehrmachtspferden und den Zwischenraum zwischen beiden Hälften mussten die Menschen für sich benutzen. Auf der Diele lag verfaultes Heu und Stroh. Ich fuhr mit meinen beiden Mädels unseren Handwagen in die Scheune und machte dort ein Lager für uns drei auf Decken nebeneinander fertig. Das Stroh war nass, die Decken waren nass, wir waren nass. Aber die Mädels machten für uns Stullen mit Leberwurst zurecht und wir hatten ja unsere Flasche Schnaps. In der Scheune war auch nur eine

einzige elektrische Birne, die brannte. Die Beleuchtung war also so, dass man ungehindert schlafen konnte, und das taten wir dann auch sehr ausgiebig.

11. 2. 1945. Um 7 Uhr früh wurden wir geweckt durch den Lärm, der dadurch entstand, dass die Tiere getränkt und gefüttert wurden. Fräulein Opitz machte für uns das Frühstück zurecht und hatte für mich sogar irgendwo eine Tasse Milch aufgetrieben. Langsam wurden die Wagen angeschirrt und auch wir binden unseren kleinen Leiterwagen wieder an, aber diesmal an die Hinterachse eines Pferdegespanns der OT.44) Auf diese Weise konnten die Mädels nämlich während der Fahrt mit auf dem Kutscherbock sitzen. Die OT wurde dargestellt durch drei sehr verschiedene Persönlichkeiten. Zunächst war da ein Oberbaurat in Uniform mit Majorachselstücken. Dann stand unter ihm der Bauleiter Stratenwerth, und sein Gehilfe war wieder der Werkmeister Schlossmacher. Die beiden Letzteren sind Rheinländer, sehr vernünftige Leute mit viel Humor und praktischem Verständnis. Der Baurat ist halb taub, hält sich aber doch noch für einen schönen Mann, denn er poussierte in Beuthen reichlich. Während wir anschirrten, sahen uns Soldaten zu. Als die die Uniform des Baurats erblickten, fällt die Äusserung von Seiten der Soldaten: "Für den habe ich auch noch eine Kugel da". Die Parallelen zu 1918 drängen sich immer mehr auf.

Kurz vor der Abfahrt erscheint unser Motorradfahrer mit der Nachricht, dass unsere Führung tatsächlich in Sagan sitzt und dass er jetzt vorfahren werde, um den Weg nach Sagan zu erkunden. In der Nacht war es nämlich ziemlich unruhig. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass die Russen uns schon sehr dicht auf den Fersen sind. Wir zogen nun also wieder auf den Marktplatz. Dort gab es ein Halt. Die Strasse nach Sagan war durch Polizei abgesperrt. Die Russen waren inzwischen in Sagan und ein Durchkommen ist daher nicht mehr möglich.

Unser Freund Opitz, der Motorradfahrer, wird daher auch schon Russe sein. Beim Zählen stellen wir fest, dass einer unserer Ochsenwagen fehlt. Ausgerechnet handelt es sich um denjenigen Wagen, der das meiste Futter für die Tiere geladen hat und die gesamte Verpflegung für eine bestimmte Resthundertschaft. Er hat offenbar gestern Abend den Anschluss verpasst und niemand hat sich darum gekümmert oder es auch nur gemerkt.

Erstaunlicherweise ist irgendjemand da, der wenigstens einen Entschluss faßt. Dieser geht dahin, dass wir nun nicht nach Süden fahren, sondern nach Nordwesten, mit dem Ziel Naumburg a. Bober, denn irgendwo müssen wir ja über den Bober hinüber. Es ist zwar kalt, aber die Sonne kommt durch. Wir sind nicht allein auf der Strasse, sondern mitten zwischen endlosen anderen Trecks. Die grosse Flucht hat begonnen. Ich halte mich mit dem Fahrrad an der Spitze unseres Trecks neben den Wagen der OT. Die Pferdewagen laufen natürlich schneller als die Ochsenwagen. Es nützt auch nichts, wenn von hinten gerufen wird. Der Baurat hat keine Disziplin und entfernt sich oft kilometerweit von unserem Treck. Ich fahre ab und zu zurück und stelle fest, dass unser Treck nicht nur weit auseinandergezogen, sondern auch mehrfach durch andere Trecks unterbrochen ist. Häufig gibt es auch Aufenthalt dadurch, dass Ochsen schlappmachen oder ganz ausfallen. Das Gelände wird auch wieder hügelig. Ich fahre deshalb auch manchmal ziemlich weit vor und schreibe im Warten Tagebuch. Es schwirren die unglaublichsten Gerüchte umher. Wir merken, dass die Russen mindestens in unserer linken Flanke sind, vielleicht aber schon vor uns. Das hört man am Schiessen.

Die Unzufriedenheit mit der Führung des Trecks wurde immer grösser. Aus den Reihen der OT. kommt der Vorschlag, dass ich die Führung des Trecks übernehmen soll. Ich wehre mich zunächst dagegen und erkläre, dass überall der Rangälteste die Führung zu übernehmen hat, und das ist in diesem Falle der Baurat Krüger mit seinen Majorachselstücken. Dieser sträubt sich aber mit Händen und Füssen und ist auch völlig ungeeignet, denn er kann kein Wort laut aussprechen. Ich entschliesse mich also zur Annahme der Führung für den Fall, dass alles damit einverstanden ist. Wir halten daher in einem Nest, nämlich Steinborn. Dabei betätige ich mich schon als Führer insofern, als ich die Gespanne abseits der Strasse richtig einweise und auffahren lasse. Dann ordne ich Tränken und Füttern an. Die OT, lässt die uniformierten Nazis zu sich kommen und erklärt ihnen, dass ich die Führung übernehmen müsse, weil es so nicht weitergehe. Alles ist einverstanden und die kleinen Bonzen erscheinen jetzt geschlossen bei mir, um mich offiziell zu bitten, mein Amt anzutreten. Ich ordne daher an, dass sich sämtliche Mannschaften auf einem bestimmten Platz in einem grösseren Kreise aufstellen sollen. Als mir die Aufstellung gemeldet wird, trete ich in die Mitte des Kreises und halte folgende Ansprache:

"Ihr seht, Herrschaften, wohl alle, dass es so nicht weitergeht. Wir haben keine einheitliche Führung, weil alle Ratten das Schiff verlassen haben. Von verschiedenen Seiten bin ich gebeten worden, die Führung des Trecks zu übernehmen. Ich habe mich damit einverstanden erklärt, weil es einer ja tun muss. Ich verstehe auch etwas von einer solchen Führung, denn 1. bin ich alter Offizier und 2. habe ich im Jahre 1918 einen solchen Treck von der Marne bis nach Weimar durchgeführt. Wer also mit meiner Führung einverstanden ist, vertraue sich mir an und bleibe da. Es steht aber jedem frei, sofort den Treck zu verlassen. Jeder kann bis jetzt noch tun und lassen, was er will, wer aber von jetzt ab dabei bleibt, ordnet sich freiwillig meiner Befehlsgewalt unter."

Von allen Seiten erhielt ich lebhafte Zustimmung und fuhr deshalb fort:

"Ich muss dann aber Disziplin und Gehorsam verlangen. Ich muss auch laut und deutlich kommandieren. Das soll kein Rückfall in militärische Zeiten sein. Ich weiß, dass ihr vielfach ältere Familienväter seid und daher nicht wie dumme Jungens behandelt werden dürft. Aber ohne Kommandostimme lässt sich nicht auskommen. Ich verlange auch, dass alles, was wir auf diesem Treck mitführen, sobald es erforderlich wird, als gemeinsames Eigentum betrachtet wird. Wenn ich also von irgendjemand ein Fahrrad brauche, so muss es derjenige abgeben, dem es gehört. Was wir an Lebensmitteln besitzen, muss geteilt werden, sobald irgendwer nichts mehr zu essen hat. Jetzt gehe jeder an sein Gespann und tue seine Pflicht, dann hoffe ich auch, alle unversehrt nach Hirschberg bringen zu können."

Als ich zu meinem Wagen zurückkam, war der Motorradfahrer da. Er war nicht sehr weit gekommen. Vor ihm fuhr ein Wehrmachtswagen. Plötzlich kamen ihm Russenpanzer entgegen. Der Wehrmachtswagen flog in die Luft. Der Kraftfahrer machte kehrt und fuhr möglichst gedeckt und daher im Strassengraben rückwärts. Dabei wurde ihm das Nummernschild seines Motorrades abgeschossen. Durch diesen Bericht steht für uns fest, dass wir unsere Führung und unseren Verpflegungswagen endgültig los sind und dass wir jederzeit geschnappt werden können. Ich gebe diese Tatsache aber nicht offiziell bekannt.

Nach weiterem Ausscheiden von kranken Ochsen zogen wir weiter und kamen in einen grösseren Wald. Vorher wurden wir durch russische Tiefflieger beschossen, aber ohne Verluste. Ich hatte sämtliche uniformierte Leute auf Räder gesetzt und sie zu meinen Ordonnanzen¹⁸⁾ bestimmt. Ich verteilte sie auf den Treck und ordnete an, dass sie jede Stockung sofort nach vorn

zu melden hatten. Ich verlangte auch von dem Baurat, dass er sich meinen Anordnungen zu fügen habe und daher auch mit seinem Gespann zu halten habe, wenn es nötig sei. - Ich war ständig wie eine Henne um die Küken, mal vorne, mal hinten, mal in der Mitte. Der Treck blieb jetzt beisammen und machte einen einigermassen anständigen Eindruck. Im Walde fuhr ich mit meinem persönlichen Meldefahrer eine grössere Strecke vor. Wir waren auch hier mitten unter Trecks, die dieselbe Richtung hatten. Nach einiger Zeit merkten wir aber plötzlich, dass diese Trecks zurückkamen. Dabei waren zu Anfang nur LKWs, dann aber auch Gespanne zurückgekommen. Nach Befragen stellte sich heraus, dass der Russe bereits in Naumburg war und dass ein Benutzen der Brücke nicht mehr möglich erscheine. Für mich war es nun kein Zweifel, dass wir bei einer Umkehr den Russen ganz sicher in die Hände fielen. Die Möglichkeit des Entrinnens lag nur noch vor uns. Dabei dachte ich nicht daran, dass wir etwa schneller sein könnten als die Russen, wohl aber daran, dass wir weiter Bober-abwärts doch noch eine Brücke finden könnten.

Ich liess also den Treck im Walde unter guter Deckung halten und fuhr mit meinem Adjutanten vor bis zum nächsten Dorf, das Niebusch⁷¹⁾ heisst. Dort standen alle Einwohner aufgeregt um die Kirche. SS-Mannschaften standen in Bereitschaft. Ich holte mir den Bürgermeister und erfuhr amtlich, dass tatsächlich russische Panzer auf der Boberbrücke seien. Wir hörten starkes Infanterie-Mg- und Artilleriefeuer. Der Kommandant von Naumburg soll sich kräftig wehren. Der Bürgermeister von Naumburg soll als Volkssturmmann gefallen sein. Alle Trecks werden angehalten und die Bemannung in den Volkssturm gesteckt. Der Bürgermeister gab mir aber folgenden Rat: Wenn ich diese Strasse fortsetze, komme ich auf die grosse Reichsstrasse von Grünberg nach Naumburg. Diese kann ich überqueren, muss dann aber auf Sandwegen durch einen Kiefernwald bis Gross-Reichenau. Dort komme ich auf eine Strasse, die nach

Weissig a. Bober führt. Weissig hat eine Holzboberbrücke. Ich wusste nun, dass Kämpfe in Naumburg im Gange sind. Diese konnten von Erfolg sein, weil die Russen erfahrungsgemäss mit schwachen Panzerkräften weit vorstossen. Ich befehle daher dem Motorradfahrer, nach Naumburg zu fahren und sich persönlich davon zu überzeugen, wo der Russe steht und ob es trotz der Kämpfe eine Möglichkeit gibt, über die Brücke zu kommen, und zwar auf einem möglichst vom Feinde nicht eingesehenen Wege. Ich erklärte ihm, dass von dieser Erkundungsfahrt sehr viel für uns abhänge und dass ich ihn mit dem Treck an der Einfahrt auf die Reichsstrasse erwarten werde. Dann führte ich den Treck weiter, ohne den Leuten zu verraten. wie gefährlich die Situation war. Gegen Abend gelangten wir an die Reichsstrasse. Dort liess ich füttern. Ich besah mir den Weg nach Weissig, der sehr wenig vertrauenerweckend aussah, denn es handelte sich tatsächlich nur um einen sandigen Waldweg. Es hätte also manchen Ochsen gekostet.

Nach Verlauf einer Stunde kam der Kraftfahrer tatsächlich zurück, und zwar mit der Meldung, dass vor 10 Minuten der letzte Russenpanzer auf der Brücke abgeschossen worden sei, jetzt liege nur noch russische Infanterie in der Stadt, werde aber langsam auf den Rand zusammengedrängt. Es gebe eine Möglichkeit, um die Stadt herumzufahren, ohne sie zu durchqueren. Kurz entschlossen setzte ich den Treck in Bewegung und fuhr auf Naumburg zu. Ich fuhr mit dem Kraftfahrer vor und erkundete den Umgehungsweg. Leider war es schon völlig dunkel, als der Treck eintraf. Bei den ersten Häusern mussten wir nach rechts von der Strasse abbiegen. Es ging in einen Hohlweg unter der Bahn hindurch an das Boberufer. Der Weg aber war völlig verschlammt, es war keine Hand vor den Augen zu sehen, man sah weder das Ufer noch das Wasser noch die Breite des Weges. Mitten im Weg lagen auch noch Feldbahnschienen. Es blieb nichts anderes übrig, als unsere Laternen anzuzünden, obgleich das ausserordentlich gefährlich war. Die Tiere hatten Unmenschliches geleistet. Ich postierte meine uniformierten Männer an die verschiedensten Stellen, denn der Weg hatte ausserdem noch viele Ecken und Winkel. Ich selbst ging mit einer Laterne bewaffnet ständig durch den tiefsten Dreck und schleuste einen Wagen nach dem andern durch die schlimmste Stelle, die eigentlich nur eine morastige Wiese war. Das Ganze dauerte stundenlang. Zunächst brachte ich die OT durch und zog sie dann auf der wieder erreichten festeren Strasse so weit vor, dass der ganze Treck auf dieser Strasse gesammelt werden konnte. Endlich hatte ich wieder alle Wagen beisammen, nachdem wir sogar hatten Vorspann leisten müssen. Wie durch ein Wunder ist nicht das Geringste passiert, nicht einmal die kleinen Leiterwagen sind umgekippt.

Nach einer kleinen Erholungspause rückten wir auf die Brücke. Diese war völlig erhalten. Neben uns lag der letzte russische Panzer. So zogen wir auf die andere Seite des Bobers nach Christianstadt hinein. Dort war sehr schwer die weitere Richtung zu erfahren. Aber die Zivilbevölkerung gab bereitwillig Auskunft, obgleich es schon Mitternacht war. An jede Strassenecke stellte ich einen Posten, der die Richtung angeben musste; und wirklich hatte ich nach ¾ Stunden den gesamten Treck auf der Strasse nach Sommerfeld stehen.

Nun erkundigte ich mich nach einem Quartier. In Christianstadt wollte ich nicht bleiben. Ich hatte aber erfahren, dass ich noch 3 km zu fahren hatte und dann nach links von der Strasse ab, nach weiteren 2 km in ein Dorf gelangen könne, das Raudenberg hiess. Deshalb übergab ich die Führung des Trecks jetzt jemandem anders und fuhr mit meinem Adjutanten in schnellstem Tempo vor. Die Strasse ist sehr breit, die Pflasterung aber schmaler. Nur das Fahrrad meines Begleiters hat etwas Licht. Im Walde wird es immer düsterer und doch müssen wir genau aufpassen, um nicht die Stelle zu übersehen, an der es links abgeht. Dort soll allerdings ein Haus stehen. Als wir so

etwa 5 km weiter gekommen sind, sehe ich links einen Waldweg einbiegen und höre Hundegebell, muss also dort das gesuchte Dorf vermuten. Der Waldweg hat aber keinen Wegweiser, wohl aber steht ein Wegweiser auf der anderen Seite der Strasse, von der aus auch nach rechts ein Weg abbiegt. Dieser Wegweiser interessiert mich zwar nicht. Aber man muss sich alles ansehen, denn nur so konnte ich hier feststellen, dass das abgebrochene Schild desjenigen Wegweisers, den ich auf der anderen Seite vermisst hatte, hier auf der verkehrten Strassenseite im Grase liegt. Damit wusste ich, dass wir hier einen Waldweg, und zwar offenbar einen Abkürzungsweg, nach Raudenberg vor uns hatten. Für Fahrräder war dieser Weg aber sehr ungeeignet. Deshalb fuhren wir auf der Reichsstrasse weiter und gelangten nach wenigen 100 Metern auch wirklich an Häuser, von denen aus die eigentliche Strasse nach Raudenberg abbog. Nach 2 km sehen wir das erste Licht des Dorfes. Wir betreten ein Gehöft, in dem das alte Bauernpaar noch auf war. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Wir wurden nett aufgenommen und erhielten Pfannekuchen mit Milch. Die Leute waren aber nur deshalb so freigebig, weil sie unmittelbar vor der Räumung standen. Morgens um 6 Uhr sollte die Räumung stattfinden. Auf vieles Bitten begleitete mich der Bauer zum Bürgermeister. Der aber war nicht da, sondern beim Ortsbauernführer. Auch dorthin wurden wir geführt. Unterwegs traf ich eine Kolonne von etwa 12 französischen Matrosen, die aus Grünberg gekommen waren und ebenfalls Quartier suchten. Sie waren froh, einen Übersetzer gefunden zu haben, und schlossen sich mir an. Der Bürgermeister bestimmte das Schloss Raudenberg für unseren Aufenthalt, damit wir in einzelnen Quartieren die Bauern nicht störten, die gerade beim Packen waren. Ich liess mich nun also auf das Schloss führen und stellte fest. dass es ungefähr das erste Gebäude war, das an demjenigen Waldweg lag, dessen Wegweiser ich auf der Herfahrt auf der Hauptstrasse gefunden hatte. Unser Treck hatte es also gar

nicht nötig, die beiden Katheten⁷²⁾ zu fahren, sondern konnte die Hypotenuse⁷²⁾ auf dem Waldweg benutzen.

Das sogenannte Schloss war ein grosser Gutshof oder Dominium mit vielen Zimmern, die aber fast alle leer waren, aber noch elektrisches Licht hatten und sogar Verdunklung. Stroh war in Massen vorhanden, ebenso stellte sich heraus, dass Ställe da waren, Platz für die Wagen usw. Nachdem ich persönlich alles besichtigt hatte, was zur Einteilung nötig war, hetzte ich den Motorradfahrer, den ich ebenfalls vorgeschickt hatte und der mich in völlig erschöpftem Zustand hier wiederfand, durch den Waldweg nochmals auf die Hauptstrasse, um dort den Treck abzufangen und hierher zu führen. Der Weg war sehr beschwerlich, dafür aber erheblich kürzer. Tatsächlich traf der Kraftfahrer in dem Augenblick auf der Hauptstrasse ein, als der zweite Pferdewagen der OT an die Strassenkreuzung kam. Nur der Oberbaurat war natürlich wieder vorgefahren und daher nicht mehr zu erreichen. Nach längerer Zeit kam dann endlich der ganze Treck durch den Wald auf den Schlosshof. Nur der letzte Wagen blieb stecken, wurde stehen gelassen und nur dessen Bespannung herangezogen. Ich wies persönlich mit Hilfe meiner Leute alle ein. Ich gab auch den Franzosen ihr Quartier. Nach etwa einer Stunde waren die Ochsen getränkt und gefüttert und alle Zimmer des Schlosses belegt. Jeder hatte Stroh und mancher sogar eine Holzbettstelle. Das Schloss war offenbar schon öfter für Einquartierungszwecke zur Verfügung gestellt worden. Gute Möbel waren überhaupt nicht mehr vorhanden. So sehr ich an diesem Tag wohl an Ansehen bei meinen Leuten gewonnen hatte, gab es doch einige darunter, die das einzige Zimmer beziehen wollten, das ich denn doch für mich und meinen engeren Stab zu reservieren mir vorgenommen hatte. Dort gab es nämlich zwei Bettstellen mit Sprungfedermatratzen und Rosshaarmatratzen, auch mehrere elektrische Lampen und Tische und Stühle. Der Hinweis aber, dass wir Mädels mit unterzubringen hatten, genügte, um mich von dem Verdacht zu reinigen, dass ich es selbst besser haben wollte als die anderen. Es dauerte auch gar nicht lange, so schnarchte Fräulein Opitz schon auf der einen Matratze, das andere Bett stand mir zur Verfügung, denn Fräulein Kiesewalter musste diese Nacht neben Herrn Krüger auf dem Kutscherbock im Freien zubringen. Im selben Zimmer lag noch die OT und ein Beuthener Mädchen von der Zivilbevölkerung, das sich, ich weiss nicht wie und ich weiss nicht wo, uns angeschlossen hatte. Ehe ich mich selbst hinlegte, überzeugte ich mich noch in jedem der vielen Zimmer vom Dach bis zum Keller davon, dass alle da waren und gut untergebracht waren. Bei diesem Rundgang gab ich nun erst die Gefahr bekannt, in der wir in Naumburg geschwebt hatten. In der Nacht gab es viel Lärm von Fliegern und Artilleriebeschuss. Wir hatten 40 km hinter uns und waren von 8 bis 2 Uhr früh auf den Beinen gewesen. Ich kam überhaupt erst um 3 Uhr in die Falle.31) Da wir etwas Brot und Zigaretten hatten, liess sich alles ertragen. Ab 3 Uhr früh fing es an zu schneien.

12. 2. 1945 Ich habe absichtlich sehr lange geschlafen, mich dann rasiert und gewaschen. Um 10 Uhr holen wir den zurückgelassenen Wagen aus dem Walde. Dann fährt der Treck im tiefen Schnee auf der Dorfstrasse auf. Dort lasse ich die Gewehre und die Munition sammeln, die man uns mitgegeben hatte. Es ist immer noch möglich, dass uns der Russe überholt, und dann wollen wir nicht nur deshalb erschossen werden, weil wir Waffen bei uns haben. Ich übergebe alles dem Bürgermeister. Wo der Russe steht, weiss niemand. Der Evakuierungsbefehl ist für Raudenberg plötzlich aufgehoben worden. Wir ziehen auf die Hauptstrasse und fügen uns dort zwischen die anderen Trecks. Es wird wärmer und der Schnee verschwindet. Die nächsten Dörfer evakuieren aber auch schon. Ich bin wieder dauernd zu Fuss oder per Rad unterwegs. An allen unübersichtlichen Ecken stelle ich Posten auf, bis alle durch sind. Es wird ab und zu gehalten.

Mein Motorradfahrer ist nicht zu gebrauchen, denn er hat keinen Sprit mehr. Deshalb schicke ich zwei Fahrräder nach Sommerfeld zum Quartiermachen. Gegen 15 Uhr war ich selbst mit einem anderen Melder schon in Sommerfeld und fragte mich mühselig nach der Kommandantur durch. Dort erfuhr ich, dass meine Quartiermacher sich schon gemeldet hätten. Ich fuhr daher wieder an den Ausgang der Stadt und traf gleichzeitig mit dem Treck ein. Die Stadt baut Strassensperren. Ich liess halten und wartete auf die Quartiermacher. Diese erschienen erst nach etwa einer Stunde und führten uns durch die ganze Stadt bis zur Gasanstalt. Dort liess ich zum letzten Mal die Wagen ordentlich auffahren und brachte die Ochsen- und Pferdegespanne in Ställen und Schuppen unter. Die Mannschaften und Handwagen führte ich in das in der Nähe gelegene Schützenhaus, wo es einen grossen Saal und viel Stroh gab.

Ich erkundigte mich nach den Abfahrtszeiten der Züge, besorgte von der NSV eine warme Nudelsuppe und liess mir für drei verschiedene Kolonnen Sammelfahrscheine nach Hirschberg ausstellen. Den 1. Schub entliess ich um 18 Uhr auf dem Bahnhof. Für den engeren Stab der Trecks, also die OT und die beiden Mädels, hatte ich ein Sonderzimmer ausfindig gemacht, in dem wir auf Stroh ganz gut geschlafen haben.

13. 2. 1945. (Fastnacht) Um 5 Uhr früh wurde der 2. Schub Schanzer auf die Bahn geschickt. Ich hatte mich entschlossen, mit dem Rest erst mittags abzufahren. Morgens bekommen wir sogar Kaffee mit Milch. Um 10 Uhr war ich auf der Bahn. Dort stellte ich fest, dass die telefonische Verbindung mit Sorau bereits unterbrochen war. Der Bahnhofsvorsteher riet uns daher, einen Zug zu benutzen, der nach Guben fahren sollte. Auch Sommerfeld evakuiert schon. Wir waren noch 22 Menschen. Ich liess ihnen zu Mittag noch Graupensuppe geben und war mit ihnen und den letzten Handwagen und Rädern um 13 Uhr am Bahnhof. Tatsächlich kam um 13,30 Uhr ein Pendelzug aus Gu-

ben, der sofort und fast leer zurückfuhr. Mit diesem Zug gelangten wir nach wenigen Minuten nach Guben, das ich .ja aus meiner Assessorenzeit kannte. Der Bahnhof in Guben war schwarz von Menschen. Es wurde ein Zug nach Cottbus erwartet. Aber selbst wenn dieser Zug völlig leer gewesen wäre, hätte höchstens die Hälfte der wartenden Menschen mitfahren können. Ich erkundigte mich daher nach einer anderen Möglichkeit und erfuhr, dass auch Guben schon evakuieren muss und dass deshalb in Kürze ein Flüchtlingszug abfahren würde. Nach längerem Verhandeln erhielt ich die Erlaubnis, meine Leute mit diesem Zuge mitfahren zu lassen, aber nur in der letzten offenen Kohlenlore. Dort kletterten wir hinein und befanden uns da eigentlich ganz wohl. Es dauerte aber gar nicht lange, bis gewisse Parteibonzen uns auch hier wieder ins Handwerk pfuschten. Sie frachteten eine Mutter nach der anderen mit unzähligen Kinderwagen, Gepäck und kleinen Kindern auf unsere offene Lore. Schliesslich hiess es, wir müssen wieder raus und uns auf die anderen Wagen verteilen. Ich musste deshalb den einzelnen Leuten überlassen, wie sie mitkommen würden.

Ich selbst gelangte mit meinen beiden Mädels, fast mit Gewalt, in einen geschlossenen Viehwagen. Die Insassen hatten sich energisch gegen den Zuwachs gesträubt. Als wir endlich mit allem Gepäck doch drin waren, stellte sich heraus, dass der Wagen längst nicht voll besetzt war, dafür aber schlecht ausgenutzt. Neben vielen Müttern und Kindern waren auch Männer und sogar ein desertierter Wachtmeister da. Dafür war es in dem Wagen warm und trocken und man konnte auf dem Gepäck ganz gut sitzen und liegen. Die Fahrt dauerte von 15 ½ Uhr bis 21 Uhr. Es gab unzählige Aufenthalte, die aber nötig waren, weil viele Leute ab und zu aus dem Zuge mussten. Die Kinder waren natürlich nicht daran zu gewöhnen, dass sie die Aufenthalte benutzten. Da wir als Letzte eingestiegen waren, hatten wir den Vorteil, an der Türe, also in frischer Luft, stehen zu können. Allmählich wurde es dunkel und dunkler und man

konnte in dem Wagen niemanden mehr unterscheiden. Immer wieder gab es Kinder, die partout während der Fahrt abprotzen⁷³⁾ mussten. Es blieb gar nichts anderes übrig, als meine beiden Mädels mit dieser ehrenvollen Aufgabe zu betrauen. Die Schiebetür des Wagens hatte einen schmalen Spalt und war durch den bekannten Riegel festgestellt. Über die vielen Gepäckstücke hinweg reichten uns die Mütter ihre Kinder zu. Wegen der Dunkelheit und der Verpackung mussten sie uns dabei die eidesstattliche Versicherung geben, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädel handelte. Je nachdem mussten die Kinder nämlich mit der Vorderseite oder mit der Rückseite auf den Riegel bugsiert werden. Dabei bekamen wir eine derartige Routine, dass das Geschäft sich ziemlich schnell abwickelte. Dafür war der Humor im Wagen großartig und wir haben selten so nette Stunden verlebt wie in diesem Wagen.

In Cottbus hielt der Zug auf dem Rangierbahnhof. Es war schwer festzustellen, wo wir eigentlich waren. Mit Mühe und Not kletterten wir alle heraus, begaben uns durch ein Gewirr von Schienen, die man nicht leicht unterscheiden konnte, auf den Hauptbahnhof und sammelten uns dort. Tatsächlich war niemand verloren. Plötzlich gab es Fliegeralarm. Alles strömte zu Tausenden in den Luftschutzkeller. Dort war es rauchig, kalt und feucht. Trotzdem entschloss ich mich, auch nach Beendigung des Alarms hierzubleiben, denn ich sah voraus, dass es in dieser Nacht dauernd Alarm geben würde. Dafür suchte ich die NSV⁶ auf und bekam auch wirklich für alle meine Leute, die Beuthener Zivilistin und 1 Franzosen, die sich wieder angeschlossen hatten, um 1 Uhr morgens eine sehr schöne Grießsuppe.

14. 2. 1945. Auch hier gibt es die tollsten Gerüchte. Der Bahnhof Sommerfeld soll bereits brennen. Um 4,27 Uhr besteigen wir einen bequemen Zug nach Görlitz, wo wir um 9 Uhr früh ankommen. Ich hatte sogar ein Coupé⁷⁴⁾ 2. Kl.

In Görlitz weiss niemand, wann und wie es weitergeht. Wir sitzen und laufen auf dem Bahnsteig herum. Um 12 Uhr gibt es eine Nudelsuppe durch die NSV. Da immer noch keine Abfahrtsmöglichkeit vorhanden ist, riskiere ich sogar ein Mittagessen im Wartesaal 2. Kl., wo ich zweimal hintereinander Braten, Mohrrüben und Kartoffeln und Brot esse, denn mit Urlaubermarken war ich noch versehen. Unmittelbar hinterher kommt die Nachricht, dass ein Kurierzug nach Hirschberg Einfahrt habe. Ein Kurierzug ist nicht für jeden. Aber wir kommen doch hinein, denn es handelt sich nur um einen gewöhnlichen D-Zug. (2) Ich bekomme sogar einen Eckplatz. Um 15 ½ Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Er ist nicht sehr stark besetzt und fährt zunächst ziemlich flott. Sehr bald aber war es aus mit der Geschwindigkeit. Wir hielten nicht nur auf allen Bahnhöfen, sondern auch auf freier Strecke.

15. 2. 1945. Donnerstag. Heute Morgen um 2 Uhr sind wir endlich in Hirschberg angelangt, wohlbehalten, aber ausserordentlich müde. Da beide Mädels noch nach Warmbrunn²³⁾ müssen, eine Strassenbahn aber nicht mehr fährt, nehme ich sie mit zu mir nach Hause. Meine Wohnung ist ja nicht weit vom Bahnhof. Erstaunlicherweise wird die Haustür sehr schnell geöffnet. An meiner Wohnungstür klebt ein Zettel, aus dem ich ersehe, dass das Sondergericht Breslau bei mir wohnt. Mein Wohnungsschlüssel, den ich bei mir hatte, verschafft mir keinen Eingang, denn die Kette ist vorgelegt. Sehr schnell wird aber auch diese zurückgezogen und vor mir steht eine junge Dame in tiefstem Négligé.⁷⁵⁾ Sie hatte Frau Nerlich erwartet, die tatsächlich mein Schlafzimmer bezogen hatte, aber gerade in dieser Nacht nicht nach Hause kam. Die junge Dame hatte also alles andere als einen Mann vermutet und hielt mich nach meinem Aussehen für den ersten russischen Eroberer Hirschbergs. Ich klärte den Irrtum bald auf und sie fand sich sehr schnell in die Situation hinein. Meine ganze Wohnung war mit Flüchtlingen belegt. Nur mein Schlafzimmer war leer, dafür aber abgeschlossen und den Schlüssel hatte Frau Nerlich mit. Ich kannte niemanden von den Leuten, die jetzt da waren. Meine Türöffnerin entpuppte sich als die Frau eines Leutnants aus Breslau, die mit einem 12 Wochen alten Kinde bei mir wohnt. Sie liess sofort mein Herrenzimmer räumen, kochte uns noch eine Suppe und verfrachtete dann Fräulein Opitz und mich auf eine freie breite Couch, während Fräulein Kiesewalter auf dem Teppich und auf vielen Kissen ruhen musste. Da Fräulein Opitz 3 Paar Hosen, 1 Bluse, 2 Pullover, 1 Strickjacke, 1 Pelzjacke und 3 Paar Strümpfe anhatte und ich nicht viel weniger und wir alle drei kaum noch die Augen aufhalten konnten, begriff eigentlich niemand von uns Dreien das Einzigartige dieses

Schlussidylls!

		1.	Anmerkungen und Erläuterungen
1044		nın	zugefügt vom Sohn des Verfassers Dietrich Roth.
1944	1)	T1	Total to Dilate to Translation 1
4.8.	1)	Lähn:	Kleinstadt am Bober im Kreis Löwenberg in Schlesien.
	2)	Dieter:	Richtiger Name: Dietrich, Sohn des Verfassers, geb. im Juli 1934
	3)	Oma Hirso	Chberg: Hedwig Ablaß, Schwiegermutter des Verf. und Witwe des Justizrats Dr. Bruno Ablaß, siehe auch Tagebuch-Text vom 5. 10. 1944.
5.8.	4)	Glogau:	Kreisstadt an der Oder nordwestlich von Breslau
6.8.	5)	SS:	Abkürzung für "Schutzstaffel" oder auch "Saalschutz", ein Kampfverband der NSDAP.
8.8.	6)	NSV:	"Nationalsozialistische Volkswohlfahrt", Organ der staatlichen Wohlfahrtspflege. Siehe auch Tagebuch- Text vom 5. 10. 1944.
	6a)	Schnösel:	Eingebildeter junger Mann (Begriff aus der schlesischen Mundart)
	7)	Mischling	2. Grades: In der Begrifflichkeit des 3. Reiches jemand, der einen jüdischen Großelternteil hat
	8)	Service jui	ridique: Juristischer Dienst des Büros des Generalbevollmächtigten – Gerichtsverfahren in sozialen Angelegenheiten für die in Deutschland arbeitenden Franzosen – Dienststelle für Beschäftigung und Entlohnung in Deutschland.
	9)	Friedrich	Ablaß: Vetter der Ehefrau des Verf., war in Hamburg ausgebombt und hielt sich deshalb damals in Hirschberg auf.
11.8.		Beuthen:	Kleinstadt im Kreis Glogau, vollständiger Name "Beuthen an der Oder", zwischen Glogau und Neusalz gelegen; nicht zu verwechseln mit Beuthen in Ober- schlesien
	11)	SA:	Abkürzung für "Sturmabteilung", Kampfverband innerhalb der NSDAP, diente der vormilitärischen Ausbildung.
	12)	Bonze:	Spottwort für eine unsympathische Persönlichkeit in öffentlicher Stellung, hier gebraucht für die Mitglieder der NSDAP.
	_	Revier:	Gebäude bzw. Raum für ärztliche Behandlungen.
12.8.	14)		Pferdedecke
	15)	Oberbonz	e: Vom Verf. geprägter Ausdruck für einen "Bonzen" in leitender Stellung.

	16)	Kolonialw	raren: Erzeugnisse tropischer und subtropischer Länder, ins-
			bes. Kaffee, Kakao, Tee, Rohrzucker, Südfrüchte, Gewürze.
14.8.	17)		hor: Tragbares Warmhaltegefäß.
	18)	Ordonnai	nz: Mannschaft oder Einzelperson zur persönl. Dienst-
			leistung bei Vorgesetzten.
	19)	z.b.V.:	Zur besonderen Verwendung.
16.8.	20)	Adjutant:	militärischer Ausdruck für zur Unterstützung eines
			Hauptverantwortlichen eingesetzte Person.
	21)	Lamettatr	äger, Goldfasan: Spottbezeichnung für uniformierte
			NSDAP-Mitglieder, abgeleitet von bestimmten Uniform-
			details.
17.8.	22)	Semmeln	In Schlesien ein Gebäck, das aus zwei aneinander geba-
			ckenen Brötchen besteht.
	23)		nn: Kur- und Badeort in der Nähe von Hirschberg.
22.8.	24)	RM:	Reichsmark, die bis Juni 1948 in Deutschland geltende
			Währung.
23.8.			onze: siehe 12.8. zu "Oberbonze" (Anm. 15)
	26)	Gauleiter	Neben der Einteilung des Reichsgebiets in Provinzen
			und Regierungsbezirke hatte die NSDAP eine eigene
			Gebietseinteilung geschaffen: in Gaue mit einem Gau-
			leiter an der Spitze. Der Kreis Glogau gehörte zum Gau
25.0	27)	3 T. 1	Niederschlesien.
25.8.	27)	Nielsen:	vermutliches Ulk-Wort für eine Blumensorte, wahr-
			scheinlich in Anlehnung an den Vor- und Zunamen der
			1881 geborenen Schauspielerin Asta Nielsen. Ihr Name
			war damals in aller Munde, so daß mein Vater scherz-
			haft sagen wollte, zu Astern gehören auch Nielsen. Es
			dürfte sich um einen Strauß aus verschiedenfarbigen
			Astern gehandelt haben. Derartige spaßhafte Spielereien mit sprachlichen Begriffen liebte mein Vater.
	28)	Eassbing	Reisigbündel zur Befestigung von Ufern und Graben-
	20)	rascillie.	wänden.
	29)	Faschinier	ren: Anbringen von Faschinen an den Grabenwänden.
28.8.	30)		rg: Während des 3. Reiches von der NSDAP auf 3 Bur-
			gen in Deutschland eingerichtete nationalsozialistische
			Erziehungsstätten zur Weiterbildung u. ideologischen
			Schulung. Absolventen dieser Schulen trugen, in Anleh-
			nung an die Ordenstracht des Deutschritter-Ordens, be-
			sondere Uniformen. (Siehe auch Anm. 54)

3.9.	31)	In die Falle: familiäre Ausdrucksweise für "ins Bett".
		Pomade: Fettige Salbe, die zum Glätten des Kopfhaares benutzt
		wurde.
	33)	Hermsdorf: Dorf im Kreis Hirschberg, vollständiger Name
		"Hermsdorf unterm Kynast".
6.9.	34)	Neusalz: Stadt an der Oder, von Beuthen aus oderabwärts gele-
		gen, gehört bereits zum Nachbarkreis Freystadt.
9.9.	35)	Militsch: Kreisstadt nördlich von Breslau, nahe der Grenze zu
		Polen gelegen.
18.9.	36)	MG: Maschinengewehr
22.9.	_	Karabiner: Gewehr mit verkürztem Lauf.
23.9.	_	Freystadt: Kreisstadt, westlich von Beuthen gelegen.
5.10.	_	Rechtskonsulent: Beratender Jurist.
		Pg: Parteigenosse (Mitglied der NSDAP).
12.10.	41)	Lehrerbildungsanstalt: Richtige Bezeichnung: Hochschule für
		Lehrerbildung.
17.10.	42)	filia hospitalis: Tochter des Hauswirts (lateinisch).
21.10.		Lyck: Stadt im Südosten der Provinz Ostpreußen.
25.10.	44)	Org. Todt / OT: Organisation Todt, eine dem militärischen Be-
		reich zugeordnete Einrichtung, in der Baukolonnen
		zusammengefaßt waren, die während des Krieges
		hauptsächlich Bauten für die Wehrmacht errichteten.
		Ihre Arbeitskräfte waren teils dienstverpflichtete
21.10	4E)	Deutsche, teils Fremdarbeiter.
31.10.	45)	Auswärtiges Amt: korrekte Behördenbezeichnung "Reichsminis-
		terium des Auswärtigen".
		Nicht diese Behörde als Ganzes war nach Schlesien aus- quartiert, sondern viele ihrer Bediensteten waren als
		Schanzer zum "Unternehmen Bartold" abkommandiert,
		und zwar zum Abschnitt Beuthen. Sie lagen in Hangwal-
		de, einem Dorf westlich von Beuthen. Da dort auch ande-
		re Schanzer lagen, die Angehörige des Auswärtigen Am-
		tes aber eine besondere Betreuung genossen und sich ein
		wenig abgrenzen wollten, wurden in diesem Dorf zwei
		Standorte eingerichtet, Hangwalde I und II. Das Dorf
		Hangwalde besteht aus 2 Dörfern, die im April 1937 unter
		dem Namen "Hangwalde" zusammengeschlossen wor-
		den sind. Durch die 2 Ortsteile war gerade in diesem Dorf
		eine räumliche Trennung zwischen den Schanzern des
		Ü

			Auswärtigen Amtes und den gewöhnlichen Schanzern
			besonders leicht möglich.
2.11.	46)	Vg.	Volksgenosse.
5.11.	47)		Eigenschaftswort zu "Arier", d. i. ein Angehöriger einer
			orientalischen Völkerfamilie. Ein Engländer namens H. St. Chamberlain verwendete den Begriff erstmals im ras-
			sischen Sinne. In diesem unwissenschaftl. Sinn übernah-
			men ihn die Nazis und meinten damit Menschen, die
			nicht der "jüdischen Rasse" angehörten. Meinem Vater
			glaubte man nicht, daß nur sein Großvater mütterlicher-
			seits Jude war, deshalb verlangten sie den Nachweis, daß
			die Groß <u>mutter</u> "arisch" war. (siehe auch Anm. 7.)
7.11.	48)	Brieg:	kleine Ortschaft an der Bahnlinie Glogau - Beuthen, zu
		O	unterscheiden von der Stadt Brieg, die an der Oder
			zwischen Breslau und Oppeln liegt.
	49)	Ztr.:	Zentner, alte Gewichtsbezeichnung, entspricht 50 kg.
	50)	Der morg	ige Tag: der 8.11., der Geburtstag des Verfassers.
12.11.	51)	Volkssturi	m: Im Herbst 1944 neben der Wehrmacht aufgestellte
			Kampfeinheiten, bestehend aus den 16- bis 60jährigen
			waffenfähigen Männern.
18.11.	52)	Drops:	Fruchtbonbons
30.11.	53)	Galan:	Liebhaber
7.12.	54)	Die Deuts	schen Ritter: Angehörige des Deutschritter-Ordens, der im
			weit verstreuten Ordensgebiet, hauptsächlich in Kurland,
			Livland u. Ostpreußen, auf Ordensburgen lebte, unter der
			Führung eines Hochmeisters stand, eine Ordenstracht
			trug und sich dem Kampf für den christl. Glauben ver-
			schrieben hatte. Weltliche Kriegsherren zogen den Orden
25.12.	55)	Vaniunlet	oft zur Unterstützung bei Kämpfen heran. iv: Möglichkeitsform, Fachausdruck aus der Grammatik.
23.12.	56)		sich zurückziehen
1945	50)	reuriren:	Sich zurückziehen
8.1.	57)	moin Voc	gel: ein Wellensittich, den der Verfasser im Büro in sei-
0.1.	,	mem vog	nem Arbeitszimmer hielt.
	58)	k-v:	kriegsverwendungsfähig
14.1.	59)		Dorf bei Brieg/Oder mit kunsthistorisch bedeutsamer Kir-
11.1.	'	1,1011,111,112,	che. Die Schlacht fand 1741 im 1. Schlesischen Krieg statt.
18.1.	60)	Litzmann	stadt: Während der deutschen Besetzung Polens der
			Name der Stadt Łódź (Lodsch)
			\ /

22.1.	61)	Kalisch:	Stadt in Polen, 65 km westlich von Lodsch.
	62)	D-Zug:	Abkürzung für "Durchgangszug"; damals übliche Kurzbezeichnung für "Schnellzug".
	63)	Gasholz:	Holz zur Erzeugung von Gas. Gegen Kriegsende fuhren die
			LKW statt mit Benzin oder Diesel mit Holzgas, das in einem
			auf der Ladefläche stehenden Ofen hergestellt wurde.
26.1.	64)	Wollstein	: Stadt jenseits der deutsch-polnischen Grenze, nördlich
			von Glogau und östlich von Züllichau, knapp 50 km von
	<=>	- 1 .	Beuthen entfernt.
30.1		Fulminant: zündend	
1.2.	66)	Fraustadt	:: Stadt nordöstl. von Glogau. Bis 1918 gehörte F. zur
			preußischen Provinz Posen. Im Dezember 1918, kurz
			nach dem Ende des 1. Weltkriegs, unternahm der poln.
			Bevölkerungsteil der Provinz einen Aufstand, in dessen
			Folge Polen die Provinz annektierte. Im Versailler Ver-
			trag wurde der größte Teil des annektierten Gebiets Po-
			len zugesprochen, einzelne Randgebiete blieben aber
			deutsch, darunter das "Fraustädter Ländchen" mit der
			Stadt F. Dieses Ländchen war nun vorübergehend Be-
			standteil der "Grenzmark Posen-Westpreußen"; ab Okt.
			1938 gehörte es zur Provinz Niederschlesien. – Fraustadt
			darf nicht verwechselt werden mit der niederschl. Stadt
			Freystadt, die westlich von Beuthen liegt.
8.2.	67)		meister: siehe 23.8.1944 unter "Gauleiter" (Anm. 26)
			e: eine Fischart; das Wort steht hier für "Delikatesse"
9.2.	-	Revers:	Fremdwort für "schriftliche Verpflichtung".
10.2.	70)		el: Kleinstadt, 10 km südwestl. von Beuthen.
11.2.	71)	Niebusch	: Dorf im nordwestl. Teil des Kreises Freystadt, im Jahre
			1926 umbenannt in "Bergenwald"
	72)	Kathete, 1	Hypotenuse: Fachausdrücke aus der Geometrie, die
			Hypotenuse ist die längste Seite des Dreiecks, die an-
			dern beiden sind die Katheten.
13.2.	73)	abprotzei	n: Beim Militär gebräuchlicher Ausdruck für "seine Not-
			durft verrichten."
14.2.	74)	Coupé:	Damals in Deutschland gebräuchliches französisches
			Wort für "Wagenabteil".
15.2.	75)	Négligé:	eigentlich "Morgenrock, Hauskleid" (französisch); im
			Deutschen bedeutet die Wendung "im Négligé": "nicht
			vollständig angezogen".

	Daten aus dem Leben des Verfassers	
8.11.1895	Geboren in Potsdam	
	Sohn des Generalarztes Dr. August Wilhelm Roth und seiner	
	Ehefrau Laura geb. Constein	
1898	Umzug nach Hamburg, dort erster Schulbesuch	
1902	" " Spandau, dort Übergang ins Gymnasium	
1907	" " Straßburg / Elsaß	
1912	" " Berlin	
10.8.1914 - 2	3.12.1918 im Felde	
1919	Student in Berlin, danach in Marburg / Lahn	
1922	Referendar-Examen in Kassel, danach Gerichtsreferendar	
Juni 1925	Assessor-Examen in Berlin	
1.7.1925	Gerichtsassessor in Guben / Niederlausitz	
März 1926	Rechtsanwalt in Hirschberg / Riesengebirge	
15.5.1926	1. Ehe mit Gertrud Ablaß	
März 1928	Notar in Hirschberg	
13.7.1934	Sohn Dietrich geboren	
25.6.1946	Ausweisung aus Hirschberg	
1.7.1946	Unterkunft in Dransfeld bei Göttingen	
7.1.1947	Rechtsanwalt in Hamburg	
1947	Ehescheidung und 2. Ehe mit Lydia Opitz	
15.1.1948	Sohn Herbert-Ernst geboren	
6.7.1972	Verstorben in Hamburg	

Schlußbemerkung

Von Dietrich Roth

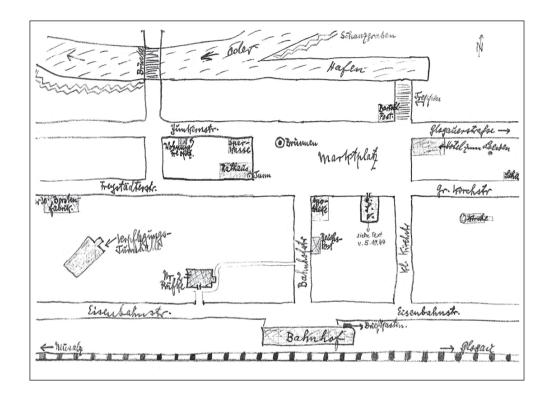
Das Unternehmen Bartold beschränkte sich nicht auf Beuthen/Oder und Umgebung. Hinweise hierfür enthält das Tagebuch an mehreren Stellen. Auch wurde nicht nur entlang der Oder, sondern darüber hinaus in verschiedenen Gegenden Schlesiens, insbesondere entlang der alten deutsch-polnischen Grenze geschanzt. Ein Beispiel dafür bietet ein Erinnerungsbericht von Superintendent i. R. Reinhard Leue, abgedruckt im Jahre 2004 in einer schlesischen Zeitschrift.

Der Verfasser dieses Berichts, der im Sommer 1944 Schüler in Breslau war, teilt darin mit, daß alle Schüler und zum Teil auch Lehrlinge der Jahrgänge 1929 und 30 Anfang September 1944 zum Schanzen eingezogen wurden. Sie fuhren mit dem Zuge in nord-östlicher Richtung nach Festenberg im Landkreis Groß-Wartenberg, der rechts der Oder liegt und damals deutscher Grenzkreis zu Polen war. Zu Fuß ging es in das Dorf Muschlitz, einen Vorort von Festenberg. Das Dorf liegt 7 km von der deutsch-polnischen Grenze entfernt. Dort waren die Jugendlichen bis zum Beginn des Spätherbstes in einem Zeltlager mit katastrophalen sanitären Verhältnissen untergebracht. Später wurden sie in einen Gasthaussaal in dem Ort Goschütz verlegt, der in unmittelbarer Grenznähe liegt.

Zwei Arten von Gräben mußten ausgehoben werden: Die eine Art war mit 6 m Breite und 4 m Tiefe als Panzergraben gedacht, die andere Art sollte als Schützengraben dienen.

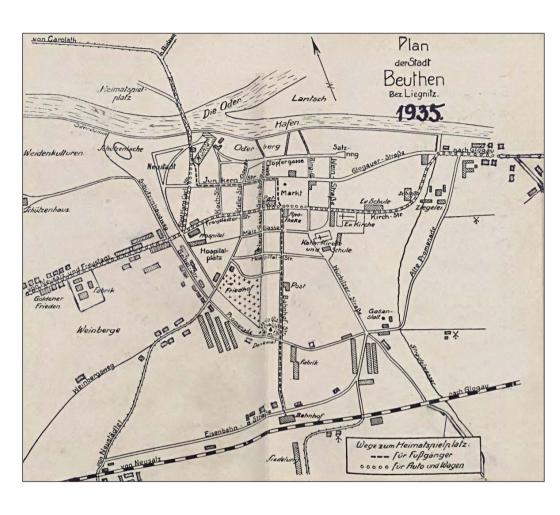
Für die jüngeren, zu denen der Verfasser gehörte, war der Einsatz Anfang Dezember 1944 beendet.

Anhang



Der vom Verfasser persönlich gezeichnete und beschriftete Stadtplan von Beuthen / Oder ist in N – S – Richtung stark zusammengedrängt. Zwischen der Eisenbahnstraße und der Freystädter Str./ Kirchstraße liegen noch vier Querstraßen.

Zwischen der Junkernstr. / Glogauer Straße und der Treppe zum Hafen liegt ebenfalls noch eine Querstraße.





Beuthen a. d. Oder, Marktplatz mit der Oder im Hintergrund



Beuthen a. d. Oder, Rathaus mit Marktplatz



Beuthen a. d. Oder, Markt mit Fischerbrunnen



Beuthen a. d. Oder, Marktpartie mit Fischerbrunnen



Beuthen a. d. Oder, Giebelhäuser am Markt links Hotel zum Goldenen Löwen



Blick auf Beuthen a. d. Oder, von der Bahn aus gesehen



Beuthen a. d. Oder, Bahnhof



Beuthen a. d. Oder, Treppe vom Hafen zur Oberstadt



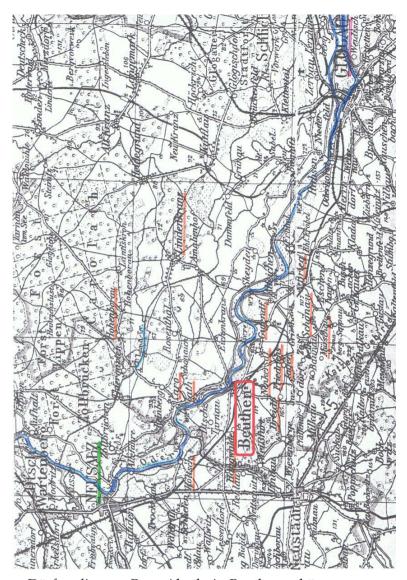
Beuthen a. d. Oder, Treppe von der Oberstadt zum Hafen



Beuthen a. d. Oder, Hafenbecken; im Hintergrund die Oder



Beuthen a. d. Oder, die Oderbrücke nach der Sprengung

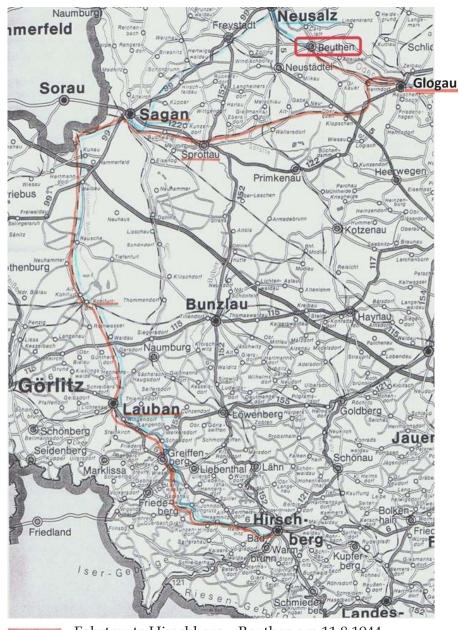


Dörfer, die zum Bau – Abschnitt Beuthen gehören.

Sitz derjenigen Gruppe, die für 10 Bau-Abschnitte, darunter Beuthen die vorgesetzte Behörde ist

Der Ort, wo der Ausbildungskursus der Wehrmacht stattfand.

fließende Gewässer.



Fahrtroute Hirschberg – Beuthen am 11.8.1944
Route der Heimfahrt zu Weihnachten am 20.12.1944

Was war das "Unternehmen Bartold"? Welche Ziele wurden mit ihm verfolgt, wie war es organisiert und wer war der Mann, dessen Namen das Unternehmen bekam? Hierüber erfährt der Leser etwas in diesem Buch.

Vor allem aber wird darin berichtet; wie viele Schwierigkeiten und Probleme sich daraus ergaben, daß eine schlesische Kleinstadt an der Oder mit rund 3200 Einwohnern von einem Tag auf den anderen 1200 zusätzliche Bewohner aufnehmen mußte. Wie schaffte man es, sie alle einigermaßen menschenwürdig unterzubringen, sie Tag für Tag ausreichend zu verpflegen und darüber hinaus für eventuelle Verletzungen Krankheitsfälle entsprechende eine medizinische Welche sicherzustellen? organisatorischen Versorgung Aufgaben stellten sich außerdem und mußten bewältigt werden?

Von besonderem Interesse dürften die Gedanken sein, die der Verfasser immer wieder in seine Aufzeichnungen einstreut und in denen er sich ganz unverblümt äußert über die Kriegslage in der zweiten Jahreshälfte 1944 und über den Sinn und Unsinn von vielem, was im nationalsozialistischen System politisch angeordnet und durchgesetzt wurde - eine Art "Vergangenheitsbewältigung" zu einer Zeit, in der das, was heute Vergangenheit ist; noch Gegenwart war. Und dies alles aus der Feder eines Mannes, der wegen seiner Abstammung unter dem Naziregime besonders gefährdet war.